Die Wartburg

Deutsch-evangelische Monatsschrift

29. Jahrgang — Heft 7

Aus dem Inhalt

D. Fahrenhorst, Augsburg-Nürnberg / D. Fahrenhorst, Wo ist die höhere Autorität? / Dr. Ohlemüller, Katholizismus, Sozialismus und christliche Einheitsfront / Preußen und die evangelischen Kirchen / Michaelis, Um das gottesdienstliche Erbe der Reformation / Prof. Dr. Wolf, Das Wiedererwachen des katholischen Ideals / D. Fahrenhorst, Eine evangelische Fahrt ins Heilige Land / Gen.-Sup. D. M. Schian, Umschau

J. v. K

Herausgegeben von D. Fahrenhorst-Berlin
und D. Hochstetter-Berlin-Niederschönhausen

Verlag des Evangelischen Bundes
Berlin W 10

Juli 1930

(IV 51)

Inhaltsverzeichnis.

1. D. Fahrenhorst, Augsburg-Nürnberg. Einige Randbemerkungen . . . Seite 217
2. D. Fahrenhorst, Wo ist die höhere Autorität? . . . . „ 220
3. Dr. Ohlemüller, Katholizismus, Sozialismus und christliche Einheitsfront . . . . „ 222
4. Preußen und die evangelischen Kirchen . . . . „ 226
5. Pfarrer Michaelis, Um das gottesdienstliche Erbe der Reformation . . . . „ 227
6. Prof. Dr. Wolf, Das Wiedererwachen des katholischen Ideals „ 230
7. D. Fahrenhorst, Eine evangelische Fahrt ins Heilige Land. . . „ 235
8. Becker, Antiklerikaler Bund in Brasilien . . . . „ 239
9. Becker, Lateinamerikanischer Protestantenkongreß in Havanna „ 240
10. Generalsuperintendent D. M. Schian, Umschau. . . . . . . „ 241
11. Zur Umschau . . . . „ 244
12. Deutsch-protestantische Bücherschau . . . . „ 247

Die folgenden Nummern werden u. a. bringen:

D. Bornemann, Augustinus (Anläßlich der 1500. Wiederkehr seines Todestages). — Professor D. Richard Hoffmann, Wien, Die göttliche Vorherbestimmung nach der Lehre des Paulus. — Landesbischof D. Fr. Teutsch, Die evangelische Kirche in Rumänien. — Prof. D. Mulert, Zur Frage einer evangelischen politischen Partei. — D. Hochstetter, Der Entwurf einer neuen Kirchenverfassung für Oesterreich.

Jährlich erscheinen 12 Hefte zum Bezugspreise von 6 Mark.
Preis des Einzelheftes 0,50 Mark.
Zuschriften sind zu richten an: Schriftleitung der „Wartburg", Berlin W 10, Friedrich-Wilhelm-Straße 2a.

Die Wartburg

Deutsch-Evangelische Monatsschrift

Begründet von Geh. Kirchenrat D. Friedrich Meyer in Zwickau und Konsistorialrat D. K. Eckardt in Altenburg (S.-A.)

Herausgegeben von D. Fahrenhorst-Berlin und D. Hochstetter-Berlin-Niederschönhausen

29. Jahrgang Berlin, Juli 1930 Heft 7

Augsburg — Nürnberg.

Einige Randbemerkungen.

Die Radikal-Katholiken, z. B. der Studiosus Alex Emmerich-Marburg, haben etwas ganz Neues entdeckt, die „Katholizität der Confessio Augustana", und weisen ihren Fund mit dem Nebentitel „Ein jahrhundertelang verdeckter innerer Widerspruch" triumphierend vor. Es ist für uns Protestanten wahrhaftig nichts Neues, daß das Augsburger Bekenntnis getragen ist von dem Wunsch und Willen zur Verständigung, und daß um dieser Absicht willen manches in ihm geschrieben ist, was allzu deutlich die Züge des Kompromisses an sich trägt. Aber ob die Herren etwa aus Luthers Koburger Briefen oder aus seiner „Vermahnung an die Geistlichen in Augsburg" wohl herauszulesen vermögen, daß man sich an maßgebendster Stelle damals über die tiefen inneren Gegensätze zwischen Protestantismus und Katholizismus doch genau so klar war, und daß man den letzten reformatorischen Erkenntnissen und Grundsätzen ebenso die Treue zu halten gewillt war, wie wir Protestanten von heute? Thiemes wertvolles Werk über Augsburg mag manchem konfessionellen Pazifisten recht unbequem sein; aber man kann es doch nicht übersehen und übergehen. Dazu sind auch die sogenannten evangelischen Kronzeugen, die man katholischerseits zur Begründung seiner Behauptungen aufmarschieren läßt, reichlich schlecht gewählt. Wer läßt denn Heiler-Marburg noch als Vertreter evangelisch-reformatorischen Christentums gelten? Er sollte aus seinen Ausführungen in der „Hochkirche" die letzte Folgerung ziehen und dorthin zurückkehren, woher er gekommen ist. Es wäre für ihn und uns das beste. Und mit dem Heranziehen des sogenannten protestantischen Pastors Lortzing-Göttingen sollte man auf katholischer Seite erst recht aufhören. Dieser verbrauchte Ruheständler, der die evangelische Kirche, von der er den Lebensunterhalt bezieht, in altersverbohrtem Fanatismus immer aufs neue angreift und herabzieht, sollte doch ehrlicher gewertet werden.

* * *

Das mag hart und wenig nach Friedensabsicht klingen; aber kann das anders sein, wenn man durch die Erinnerung an 1530 die ganze Tragik des damaligen Geschehens vor seinem Auge wiedererstehen sieht? Alles wollte den Frieden: Die Protestanten, die Fürsten und Stände, auch der Kaiser und sein Anhang. Der einzige, der den Friedensschluß planmäßig und bewußt zum

Scheitern brachte, der immer wieder mit eiserner Konsequenz auf kriegerische Entscheidung hindrängte, war Campegi, der Legat des römischen Papstes. Ist's heute anders?

* *
*

Eins muß der Katholizismus, sogar der oben erwähnte Studiosus Alex Emmerich, für Augsburg und Nürnberg zugeben, so schwer es ihm fallen mag: Das protestantische Kirchenvolk hat seine Pflicht herrlich erfüllt und jedem, der sehen wollte, deutlich gezeigt, daß ihm sein Protestantismus Herzenssache ist. Wer das Gewoge der ungezählten Tausende in den Straßen Augsburgs am 21. und 22. Juni d. Js. sehen und zugleich den heiligen Ernst, die Würde und Weihe spüren durfte, die über ihnen lag, wer sich erfreuen durfte an dem Blumen- und Fahnenschmuck der Häuser, wer die Massen zu den Gottesdiensten strömen sah, wer den unvergeßlichen Abend auf dem Nürnberger Marktplatz mit seinen 50—60 000 Teilnehmern mitfeiern konnte, dessen Herz wurde von Dank und Freude erfüllt. Mögen wir manchmal zu klagen haben über Lauheit und Gleichgültigkeit, über Mangel an Kirchenbesuch: Speyer 1929 und Augsburg-Nürnberg 1930 haben uns gezeigt, daß wir uns in der letzten Entscheidung doch auf das deutsch-evangelische Kirchenvolk auch heute noch verlassen können. Mögen katholische Beobachtungsposten sich ruhig vor evangelische Kirchtüren hinstellen, um aus der manchmal geringen Zahl von Kirchgängern die Folgerung zu ziehen, daß diese oder jene Kirche eigentlich besser katholischem Besitz wieder ausgeliefert werden müsse: Wir wissen, daß wir unsere Kirchen für uns allein brauchen, ganz abgesehen davon, daß in dieser Beziehung der Katholizismus vor seiner eigenen Tür genug zu fegen hätte. Der Protestantismus und das Luthertum — sie liegen wahrhaftig nicht auf dem Sterbebette.

* *
*

Freilich, in der Benutzung und Auswertung solcher großen und gebotenen Gelegenheiten müssen wir scheinbar noch viel lernen und haben von Speyer 1929 dem Anschein nach nicht genug gelernt. Die Predigten von Augsburg und Nürnberg waren vielfach zu lang und zu hoch. Der Augsburger Gemeindeabend bot gewiß Vorzügliches, aber nicht genügend Volkstümliches, und der Abend in der gewaltigen Luitpold-Halle in Nürnberg mit seinen rund 15 000 Besuchern war letzten Endes — so hart das klingen mag — eine verpaßte Gelegenheit. Um so mehr erfreute die wohlgelungene Kundgebung auf dem Marktplatz.

* *
*

Der Nürnberger Kirchentag hatte es viel schwerer als seine Vorgänger von Bethel oder Königsberg, weil ihm die große einheitliche Parole fehlte, die ihm ja Augsburg im gewissen Sinne vorwegnahm. Auch legte ihm leider die Besonderheit der konfessionellen Verhältnisse in Bayern eine gewisse Zurückhaltung auf, die freilich nicht so groß hätte zu sein brauchen, wie das Augsburger Wort von dem im Gegensatz zu 1530 erfolgten völligen Frontwechsel und Frontwandel sagen zu müssen glaubte. So fehlte den zahlreichen Einzelentschließungen, so gut sie im einzelnen waren, und auch der großen Kundgebung doch etwas die besondere Wucht und Kraft, die man gerade in diesem Jahre für sie gewünscht hätte. Wären nicht die Kirchentage da-

durch fruchtbarer zu gestalten, daß man ein großes Gegenwartsthema ihnen zur Behandlung stellte, das dann freilich auch in ausgiebiger Erörterung zur Durcharbeitung kommen müßte?

* * *

In die Erörterungen des diesjährigen Kirchentages brachte das Auftreten des religiösen Sozialismus eine gewisse sensationelle Note hinein. Man muß es, auch abgesehen von der wenig glücklichen taktischen und parlamentarischen Behandlung des Falles, beklagen, daß gerade Pfarrer Eckert-Mannheim als sein einziger Vertreter auftrat. Ihm fehlte jedes Gefühl dafür, daß man bei aller Offenheit der Aussprache nun doch einmal in den Deutsch-evangelischen Kirchentag nicht die Manieren und Allüren, die Ton- und Kampfesart hineintragen kann, wie man sie von sozialdemokratischen Volks- und Hetzversammlungen her gewohnt ist. Ein wahrer Jammer, daß Politik auch in diesem Sinne den Charakter zu verderben scheint. Eckert stand z. B. in der Behandlung der Russenfrage, wie das bei einem rechten, überzeugten Parteiführer ja scheinbar nicht anders sein kann, von vornherein unerschütterlich fest und unentwegt auf dem Boden des Vorurteils, daß die Sowjetregierung unbedingt recht habe, und machte dadurch schon jede sachliche Erörterung unmöglich. Was soll man zu folgendem sagen? In Nr. 28 seines „Sonntagsblattes des arbeitenden Volkes“ gibt er seine Nürnberger Rede zur Rußland-Kundgebung wieder. Wir stellen einen seiner Vordersätze mit dem entsprechenden Nachsatz zusammen. Im Vordersatz sagt er: „Oder wollen Sie den Kaiser, die Regierung, Hindenburg, die oberste Heeresleitung verantwortlich machen für die Grausamkeiten und die Erschießungen katholischer Priester beim Vormarsch in Belgien?“ Der Nachsatz lautet: „Wollen Sie die Heeresleitung etwa auch verantwortlich machen für die Schauermeldungen, die im Krieg erfunden wurden, um unserm Ruf zu schaden, die auch ich für erlogen halte?“ Man beachte, wie der Vordersatz diese angeblichen Grausamkeiten glatt als Tatsache hinstellt und hinnimmt, während der Nachsatz völlig ausweichend und abweichend davon nur von „Schauermeldungen“ spricht. Diese — ja man muß es deutlich nennen — Unehrlichkeit ist typisch für die verhängnisvolle, agitationsmäßige Demagogie, der Eckert leider hoffnungslos verfallen zu sein scheint. Er durfte sich wahrlich nicht darüber wundern, daß seine Ausführungen stärksten Protest fanden.

* * *

Abgesehen davon aber bot auch der 3. Kirchentag ein schönes Bild eines einigen und über nun einmal bestehenden Gegensätzen hinweg den Blick doch immer auf das Ganze richtenden Gemeinwillens. Das galt, wie für die Volksmasse draußen, die doch Männer und Frauen aller Parteirichtungen vereinte, auch für die Männer und Frauen des Kirchentages drinnen. Der Katholizismus gefällt sich gelegentlich darin, kritische Stimmen aus dem Lager des Protestantismus in meist sehr willkürlich aus dem Zusammenhang gerissenen Zitaten zu sammeln und als Beweis für seine Brüchigkeit und seinen Zerfall auszuwerten. Er sollte vorsichtiger damit sein. Es wäre ein Leichtes, katholische kritische Stimmen dem Katholizismus entgegenzuhalten. Der Unterschied ist nur der, daß der Protestantismus Kritik verträgt, der Katho-

lizismus **nicht**; man denke zum Beweise dafür an die Geschichte des **Modernismus**, man denke an den Fall **Josef Wittig**, um nur einiges zu nennen. Der Protestantismus hat es nicht nötig, mit Bann und Exkommunikation, mit Index und Verbot gegen seine Kritiker zu arbeiten, weil gerade solche Tage des Erlebens von Speyer, Nürnberg und Augsburg ihm und jedem, der es sehen will, erneut zeigen, daß bei aller protestantischen Freiheit über alles Trennende doch das Einende siegt.

* * *

Und nun ein Wort zum Schluß. Adolf Stoecker hat es einmal gesprochen, und es kam uns gerade in diesen Tagen wieder vor die Augen: „Der Protestantismus ist oft so mutlos gegenüber den Weltmächten, weil seine Kirche das Bewußtsein nicht stark genug hat, eine Stiftung Gottes zu sein." Der 3. Kirchentag zeigte trotz alledem doch, daß die Kirche immerhin beginnt, sich zu solchem Bewußtsein hindurchzuringen. Möchte sie als Volks-, Oeffentlichkeits- und Missionskirche auf diesem Wege energisch und bewußt fortschreiten.

Berlin. **D. Fahrenhorst.**

Wo ist die höhere Autorität?

Die demokratische „Nürnberger Zeitung" versendet ein Anschreiben, das sich mit ihrer Berichterstattung über die Nürnberger Tagung des Deutsch-evangelischen Kirchentages beschäftigt. Das Schreiben schließt: „Möge vor allem auch die Tagung dazu beitragen, die leider Gottes zwischen den beiden christlichen Kirchen bestehenden Gegensätze mit der Zeit auf ein Mindestmaß herabzudrücken zum Wohl unseres ganzen, um seine politische und wirtschaftliche Erstarkung schwer ringenden Volkes." Zur Frage der Lösung des in diesem Satze berührten Problems liefern einige Vorkommnisse der letzten Tage einen wertvollen Beitrag.

Bei der 400-Jahrfeier der Augsburger Konfession fand **am 25. Juni 1930** in der städtischen Begrüßungsfeier in dem wundervollen „Goldenen Saal" seines Rathauses der katholische erste Bürgermeister von Augsburg, Dr. Bohl, seine Worte des Verständnisses für das Verhältnis der beiden christlichen Konfessionen zueinander. Er sagte u. a.: „Es kann nicht meine Aufgabe sein, die Bedeutung der Confessio Augustana für das evangelische Christentum Deutschlands und der ganzen Welt zu würdigen. Das haben in diesen Tagen Berufenere getan. Ebensowenig kommt es mir zu, den Glaubensinhalt der Confessio vom Standpunkt der katholischen Konfession aus zu betrachten, der ich angehöre. Für den Vertreter der weltlichen Behörden, für den Bürgermeister der Stadt Augsburg, auf deren Boden dieses Glaubensbekenntnis verkündet wurde und Wurzeln geschlagen hat, für den Deutschen, der sein Vaterland über alles liebt, kann es hier nur einen Standpunkt geben: Wir haben es als eine Fügung der göttlichen Vorsehung zu betrachten, daß sie uns im Glauben getrennt hat, und wir haben dafür zu sorgen, daß wir über diese Glaubenstrennung hinaus nicht selbst uns noch trennen im christlichen Verständnis und der christlichen Liebe füreinander und in der Liebe für unser gemeinsames deutsches Heimatland. Diese Erkenntnis kann nur gedeihen auf dem Boden einer gegenseitigen Achtung der Glaubensbekenntnisse; so hat denn die Confessio Augustana berechtigten Anspruch auf die Achtung, die auch die anderen Glaubensbekenntnisse mit Recht für sich in Anspruch nehmen."

Wenige Tage darauf, **am 29. Juni 1930**, fand im Berliner Stadion der diesjährige Märkische Katholikentag statt. Auf ihm machte der hessische Gesandte Nuß gleichfalls treffliche Ausführungen über die Frage der in der Gegenwart so bitter nötigen christlichen Einheitsfront. Er führte aus: „Angesichts der großen und breiten

antichristlichen Front in allen Ländern Europas, ja in allen Weltteilen, mit ihrer planmäßigen Zellenbildung erachten wir Katholiken es auch in dieser Stunde als unsere Pflicht, allen gottgläubigen Christen außerhalb des Katholizismus die Hand zu reichen. Dadurch soll eine möglichst große und starke Phalanx aller überzeugten Kreuzbekenner gebildet werden. Alle Christen, die noch Wert darauf legen, diesen stolzen, ja heiligen Namen zu tragen, müssen sich zusammenscharen, um die geistigen Grundlagen des Lebens: Religion, Sittlichkeit, Ehe, Familie und wahre Kultur gegen alle Angriffe des gottlosen Materialismus und der religionsfeindlichen Sittenlosigkeit zu verteidigen."

Wahrhaft tragisch ist, was nun folgt: Einen Tag darauf, *am 30. Juni 1930*, hielt der Papst in Rom, die höchste Instanz der katholischen Kirche, anläßlich der Ernennung von fünf neuen Kardinälen ein Konsistorium ab. Seine Ansprache beschäftigte sich im wesentlichen mit den katholisch-kirchlichen Verhältnissen der Stadt Rom und klagte zunächst über den Mangel an Gemeinden in der Außenstadt. Dann fuhr er fort: „Das andere schmerzliche Zeichen ist mit dem ersten eng verknüpft. Es ist das des *protestantischen Proselytentums*, das seit 1870 noch nicht zu existieren aufgehört hat und immer mehr in Unserm Rom, das der Mittelpunkt des Katholizismus ist, *wächst und wütet* mit soviel Beleidigung des göttlichen Stifters der katholischen Kirche und *mit soviel Schaden für die Seelen*. Es ist leicht zu verstehen, wie und wieviel diese Proselytenmacherei Vorteile zieht aus der geringen und ungenügenden kirchlichen Verwaltung zur leichteren Erreichung *seiner beklagenswerten Ziele*. Und ebenso schmerzlich ist festzustellen, daß neue gesetzliche Verfügungen dieses zu begünstigen scheinen, und dem, der sie genauer betrachtet, scheinen sie in starkem Gegensatz zu stehen mit dem Geist und den Worten der neuesten feierlichen Verträge, an denen die Katholiken von ganz Italien und der ganzen Welt sich erfreut haben. Wir sagen dies, denn, wenn wir dulden konnten, daß in der Praxis jene Kulte sich „zugelassen" nennen durften, also diese sich den Statuten nach und sozusagen grundsätzlich und wohlberechtigt „geduldete" Kulte nennen, konnten wir nicht erwarten, daß die Kulte selbst dann so behandelt wurden, daß sie nicht nur grundsätzlich geduldet und praktisch zugelassen erscheinen können, sondern auch nicht wenig begünstigt werden, woraus natürlich der Proselytismus seine Vorteile zieht."

Da haben wir wieder einmal die schon so häufig von jener Stelle höchster Autorität erfolgte Würdigung, oder richtiger *Entwürdigung* des Protestantismus, der in Rom wahrlich nicht mehr und nichts anderes tut, als daß er seine Anhänger nach besten Kräften kirchlich betreut und seine Liebesarbeit pflichtgemäß betreibt, und daneben steht der offenkundige Versuch, unter Berufung auf die vatikanischen Verträge des Vorjahres die italienische Staatsgewalt als Büttel gegen ihn mobil zu machen. Die Erinnerung an die Behandlung, die der Protestantismus in der feierlichen Enzyklika „Mortalium animos" vom 6. Januar 1928 von seiten desselben Papstes erfuhr, steigt zugleich wieder auf, und wir fragen im Sinne unserer Ueberschrift: Wo ist die höhere Autorität? Bei den katholischen Rednern von Augsburg und Berlin oder bei dem Papst in Rom, dem ja nach katholischem Dogma in Sachen der Lehre und des Glaubens Unfehlbarkeit beigelegt ist? Die Frage beantwortet sich von selbst.

Sie wird auch von dem offiziellen päpstlichen Organ, dem „Osservatore Romano", den wir nach der „Schöneren Zukunft" vom 29. Juni 1930 zitieren, selbstverständlich nicht anders beantwortet. Der „Osservatore Romano" nimmt seine *ablehnende* Stellungnahme gegenüber einer „Ligue pour le Christianisme" zum Anlaß, um grundsätzliche Erwägungen zum Problem interkonfessioneller Zusammenfassungen überhaupt zu veröffentlichen. Wir lesen u. a.: „Wir erinnern vor allem, daß das sichtbare Band, das die Christen zusammenschließt, von Jesus Christus, unserm Herrn, festgesetzt worden ist in seiner wahren Kirche, die, wie St. Ambrosius sagte, dort ist, wo Petrus ist. Die christlichen Dissidenten verschiedener Denominationen haben sich leider von

diesem Bande losgemacht, und darum nehmen die Spaltungen und Sekten immer mehr zu. Das einzige Mittel, sie zu vereinigen, kann kein anderes sein als das von Christus gewollte, das von ihm eingesetzte Bindemittel der einen Herde unter dem einen Hirten, Petrus, dem er auftrug: Weide meine Lämmer, weide meine Schafe .... Ein Bindemittel unter den bestehenden christlichen Institutionen ist eben unmöglich, gerade weil es dem einzigen von Christus in der Einheit seiner wahren, sichtbar auf Petrus gegründeten Kirche entgegengesetzt ist. Tatsächlich vermehren sich solche Bündnisse, Konferenzen und Verbände und teilen sich immer wieder von neuem. Außerhalb der einen wahren Kirche kann das auch nicht anders sein. Das Resultat jeder sogenannten christlichen, panchristlichen, interkonfessionellen Bewegung ist die Vermehrung der Verwirrung und Trennung .... Viele halten sich absichtlich fern vom einen Weg und bilden sich ein, die Einheit zu erreichen auf dem Wege von Vergleichen, Vereinbarungen, Abschwächungen in Glaubenssachen oder durch Beiseitelegen, Ausschließen oder Absehen vom Glauben mit dem Zwecke, eine Art Ueberkirche ohne Glaube und ohne Dogma herzustellen .... Die Vereinigung der christlichen Kräfte gegen die Mächte des Bösen ist unmöglich ohne die Einheit des christlichen Geistes, der sich gehorsam der einen und höchsten Leitung in Glaube und christlicher Disziplin unterwirft. Eine solche Einheit ist unmöglich ohne das oberste Lehr- und Hirtenamt der Christenheit, das von Christus in Petrus eingesetzt ist." — Das ist deutlich.

Nimmt man die immer wieder festzustellende Tatsache hinzu, daß gerade der politische Exponent des Katholizismus, das Zentrum, in Preußen-Deutschland durch sein opportunistisch begründetes Dauerbündnis mit den politischen Mächten des Umsturzes diese immer erneut stärkt und fördert, so wird man vielleicht verstehen, daß es einem guten deutschen Protestanten nicht gerade leicht wird, an die Verwirklichung des Gedankens an eine christliche Einheitsfront zum gemeinsamen Kampf gegen Atheismus und Bolschewismus zu glauben.

Berlin. D. Fahrenhorst.

Katholizismus, Sozialismus und christliche Einheitsfront.

Seit dem Katholikentag in Freiburg im Spätsommer 1929 ist dem deutschen Katholizismus das Zusammengehen seiner politischen Vertretung mit dem Sozialismus zu einer immer ernster empfundenen Gewissensfrage geworden. Tatsache ist, daß der Sozialismus sich aus einer zunächst hauptsächlich sozial-, wirtschafts- und staatspolitisch eingestellten Gruppe mehr und mehr zu einer Macht entwickelt, die eine eigene Weltanschauung und Kulturpolitik vertritt. Die Grundzüge dieser Weltanschauung und ihre praktischen Forderungen stehen in wesentlichen Fragen in einem scharfen Gegensatz zu christlichem Glauben und christlicher Sitte. Darüber gibt es eine reichhaltige Literatur hüben und drüben. Hier nur einige bezeichnende Proben. Es ist die offizielle sozialistische Internationale, in der es heißt:

„Es rettet uns kein höheres Wesen,
Kein Gott, kein Kaiser, kein Tribun.
Uns aus dem Elend zu erlösen,
Das können wir nur selber tun."

Und in den sozialistischen Liederbüchern steht das Weihnachtslied:

„Nicht hoffe mehr nach alter Sitte,
Daß Dir ein Wunderstern erscheint,
Dich führend zu des Heilands Hütte.
So ist die Sage nicht gemeint.
Schau auf, ein Stern in hellem Scheine,
Der Sozialismus, winkt Dir zu.
Und jene Hütte ist die Deine,
Und der Erlöser, der bist Du."

Oder man höre den Sittlichkeitsbegriff, wie er in der sozialistischen Literatur bestimmt wird:

„Frei will ich sein und beugen mich nicht vor Moral und Sitte!
Ich hasse sie mit aller Macht, die wohl erzogene Mitte.
Frei will ich sein und werfen mich selbst keinem Gott zu Füßen,
Und sollt ich die verfluchte Lust in Nacht und Wahnsinn büßen."

Es war auf dem Parteitag der Sozialistischen Proletarierjugend Deutschlands 1929, in der folgende Entschließung gefaßt wurde: „Die sozialistische Proletarierjugend Deutschlands sieht in den Kirchen aller Konfessionen ein Instrument der herrschenden Klasse zur Unterdrückung des Proletariats. Sie fordert daher ihre Mitglieder auf zum Kampf gegen die Kirche. Sie verpflichtet ihre Mitglieder, soweit sie nicht durch außerordentliche Hemmungen daran verhindert werden, aus der Kirche auszutreten." Auf diesem weltanschaulichen Boden erheben sich die bekannten kulturpolitischen Forderungen des Sozialismus nach neuer Deutung des Begriffes Sittlichkeit, nach Reform der Ehegesetzgebung, nach Aufhebung des § 218 des deutschen StGB., nach Verwirklichung neuer Bildungs- und Erziehungsideale, nach Trennung von Staat und Kirche. Diese Bestrebungen werden in die Volksmassen hineingetragen durch die von sozialistischen Funktionären und Organisationen systematisch geförderte Freidenkerbewegung, Kirchenaustrittsbewegung, Feuerbestattungsbewegung aus Weltanschauungsgründen, durch eine kirchenfeindlich eingestellte Jugendarbeit, durch die sich vielfach in Verspottung der Kirche und der Geistlichkeit ergehenden Jugendfeiern und Freidenkerumzüge u. dergl. m.

Daneben die zweite Tatsache. Die weltanschaulichen Bestrebungen des Sozialismus finden eine Hauptstütze an der politischen Vormachtstellung der Partei und an den mit politischen Mitteln geförderten sozialistischen Organisationen. Die Partei hat im Reichstag 153 zum größten Teil dissidentische Abgeordnete, in Landesparlamenten 529, im preußischen Staatsrat 24, in Provinziallandtagen 358, in Kreistagen 4017, Stadtverordnete in 1214 Städten 7 662, Gemeindeverordnete 31 348, Bürgermeister 889, Gemeindevorsteher 867, Stadträte 520, insgesamt 46 367. Die Zahl der Funktionäre und Beauftragten der Sozialdemokratie in den öffentlichen Verwaltungen und Körperschaften beträgt 300 000. Wie die Sitze in den Selbstverwaltungskörpern verteilt sind, zeigen die Berliner Verhältnisse. Dort sind im Arbeitsgericht von den 661 Arbeitnehmervertretern 437 sozialistisch und 62 christlich, worunter 51 Angestellte und 11 Arbeiter. Die Verteilung der Arbeitnehmersitze an den Berliner Krankenkassen ergibt in den Ausschüssen 1857 sozialistische und 344 christliche und in den Vorständen 369 sozialistische

gegen 5 christliche Sitze. Der katholische Generalsekretär H. J. Schmidt ergänzt diese Zahlen in einem beachtenswerten Aufsatz in dem „Ostdeutschen Pastoralblatt" (1930, 6) über die Offensive des Kultursozialismus und die Aufgaben des Klerus mit der Feststellung, daß in anderen Teilen Deutschlands mit größerer katholischer Bevölkerungsziffer die Verhältnisse ähnlich liegen.

Eine dritte Tatsache ist, daß diese politische Vormachtstellung eine Hauptstütze und Förderung gefunden hat im politischen Katholizismus. Das Wort Koalition und die praktische Handhabung derselben seit 1919 beweisen genügend diese Tatsache. Daraus ergibt sich mit Naturnotwendigkeit die Folge, daß der Katholizismus einen großen Teil der Verantwortung trägt für die Gefahren und Kämpfe, die dem Christentum, den Kirchen und der christlichen Kultur unseres Volkes aus diesen Weltanschauungsgruppen und ihren praktischen Bestrebungen erwachsen. Man hat dies auf katholischer Seite langsam, aber immer deutlicher, eingesehen. Der Katholikentag in Freiburg im September 1929 und der darauffolgende Akademikertag in München haben die Lage mit allem Ernst behandelt und die Frage nicht mehr zur Ruhe kommen lassen: wie lösen wir den Katholizismus von dem verhängnisvollen Bündnis mit dem Sozialismus? Die Verteidiger dieses Bündnisses weisen hin auf die politischen Vorteile, die dem Katholizismus aus demselben erblüht sind, auf die wachsende Zahl der katholischen Beamten in allen Abteilungen der Regierung und Verwaltung, auf die maßgebende Stellung des Katholizismus im öffentlichen Leben usw. Aber diese Profitrechnung will nicht stimmen. Für jeden unter Ausnutzung der Koalition bewilligten katholischen Beamten muß der Katholizismus entsprechend dem politischen Kräfteverhältnis zwei sozialistische, d. h. weltanschaulich genommen in der Regel dissidentische Kandidaten zugestehen. Und jeder andere politische Erfolg des Katholizismus muß mit ähnlichen positiven Gegenleistungen oder stillschweigendem Gewährenlassen bezahlt werden. In der Endsumme bedeutet diese Entwicklung eine ernste Gefahr für Kirchen und Christentum im allgemeinen und nicht zuletzt auch für den Katholizismus. Der Reichskanzler a. D. Marx glaubte in Freiburg die Gemüter beschwichtigen zu können mit der Versicherung, zwischen Katholizismus und Sozialismus bestehe nur eine Arbeitsgemeinschaft, aber nicht Ideengemeinschaft. Diese Lösung aber wurde schon in Freiburg als eine Halbheit und innere Unwahrhaftigkeit erkannt und abgelehnt. Sie schmeckt gar zu stark nach dem Rezept: der Zweck heiligt die Mittel. Ein Vertreter des Volksvereins glaubt allen Ernstes die Gewissen beruhigen zu können mit der Versicherung, daß in den praktischen Fragen des Lebens der Sozialismus eine Haltung einnimmt, die sich vielfach den Auffassungen des Katholizismus nähert: „Dann sind nicht wir etwa „sozialistisch" geworden, sondern die Sozialdemokraten haben sich teilweise uns genähert." (Dr. Emil van den Boom in „Sozialdemokratie und Kommunismus" M. Gladbach 1929). Noch bedenklicher sind die Versuche, mit denen die in den Zentrumsfraktionen tätigen Theologen, wie etwa der verstorbene Prälat Wildermann oder die an den Konkordatsverhandlungen von 1929 so stark beteiligten Professoren der Theologie Lauscher und Linneborn, die Zusammenarbeit mit dem Sozialismus zu rechtfertigen versuchen: Sozialismus sei gewiß eine Irrlehre und als solche von den Päpsten verurteilt; für jeden Katholiken sei dieses Urteil verbindlich. Jedoch auch der in den anderen politischen Gruppen vertretene Protestantismus sei eine Irrlehre, und zwar eine solche, die von den Päpsten viel früher, viel häufiger und viel schärfer

verurteilt worden sei als der Sozialismus. Der Katholizismus handele also nur nach dem ethisch korrekten Grundsatz von dem kleineren Uebel, wenn er sich mit dem Sozialismus zusammenfinde.

Daß mit solchen Beschwichtigungsversuchen das Problem nicht gelöst ist, liegt auf der Hand. Der Seitenhieb gegen den Protestantismus ist nur geeignet, die Schwäche des Katholizismus besonders scharf in Erscheinung treten zu lassen und die gemeinsame Not der christlichen Kirchen durch konfessionellen Zwist zu vermehren. Der schon genannte Generalsekretär H. J. Schmidt stellt solchen Ausflüchten gegenüber in dem „Ostdeutschen Pastoralblatt" konkrete Zahlen auf, die die verhängnisvollen Folgen des Einbruchs sozialistischen Denkens in die Reihen des katholischen Volkes zeigen. Zunächst auf dem Gebiete der politischen Entscheidung. Die nüchterne Statistik kündet hier eine steigende Abkehr vom Katholizismus an. Für die Nationalversammlung von 1919 wurden für die katholischen Parteien noch 5 980 000 Stimmen abgegeben, 1924 noch 4 119 000, 1928 nur 3 710 000. 1928 haben nach Schmidt von 15 Millionen wahlberechtigter Katholiken 11.25 Millionen gewählt, darunter nur 4,7 Millionen Zentrum und Bayerische Volkspartei. 6,5 Millionen haben andere Parteien gewählt, darunter 2,62 Millionen Sozialisten und Kommunisten. Die kirchliche Haltung steht gleichfalls im Zeichen des Niederganges. Schmidt schreibt: „Wenn wir im kirchlichen Leben im Durchschnitt mit einem Drittel Beteiligung der Katholiken rechnen können, so ist das hoch. In manchen Gegenden ist es noch geringer. Schlaglichtartig beleuchtet den Einbruch sozialistischen Denkens die Beteiligung der Jugendlichen am kirchlichen Leben. Die Gesamtzahl der Jugendlichen von 14 bis 21 Jahren beträgt 1 518 000, bis 25 Jahren 2 160 000. Die katholische Jugend ist mit 28,9 Prozent erfaßt. Einsichtige behaupten, die Zahl sei weit geringer, sie liege um 20 Prozent. Auch hier hat die geistige Verworrenheit weit um sich gegriffen."

Aus all dem geht hervor, wie unbehaglich dem Katholizismus die ganze Lage geworden ist, und wie verwickelt das Problem liegt. Der Ansturm des mit dem Sammelnamen Kulturbolschewismus gekennzeichneten religionsfeindlichen Zeitgeistes stellt die beiden Kirchen vor ernste Fragen. Hie und da ruft man nach einer Einheitsfront, um der großen Not wirksamer begegnen zu können. So lange aber das Verhältnis des Katholizismus zu dem Sozialismus nicht bereinigt ist, solange nicht der Ernst der religiös-sittlichen Grundsätze, sondern zufällige und zweifelhafte äußere Vorteile den Ausschlag geben, wird von einer innerlich gesunden und leistungsfähigen christlichen Einheitsfront nicht die Rede sein können. Es wäre bestenfalls eine Profitgemeinschaft, die dem Ernst der Verantwortung und den an die beiden Kirchen gestellten höheren religiösen Aufgaben nicht gerecht werden kann. Es bleibt also dem evangelischen Volksteil in der Frage der christlichen Einheitsfront zunächst nichts anderes übrig als abzuwarten, ob es dem deutschen Katholizismus im Geiste der Freiburger und Münchener Tagung und im Einklang mit wiederholten Mahnungen des Papstes und der Bischöfe gelingen wird, eine eigene klare Front gegenüber den christentumsfeindlichen Mächten zu schaffen.

Berlin. Dr. Ohlemüller.

Preußen und die evangelischen Kirchen.

Die Probleme, die die Verträge lösen sollen.

(Aus der „Frankfurter Zeitung", Nr. 486, vom 3. Juli 1930, gekürzt.)

Ueber die Verträge zwischen dem preußischen Staat und den evangelischen Kirchen, die von diesen nach dem Abschluß des katholischen Konkordats aus Paritätsgründen gefordert wurden, wird seit Ende des Winters verhandelt. Vor einigen Wochen sind die Besprechungen abgeschlossen worden. ... Es liegt selbstverständlich noch kein fertiger Vertrag und auch noch kein eigentlicher Vertragsentwurf vor, sondern gewissermaßen ein factum de contrahendo, dessen Inhalt zum größten Teil feststeht. Ueber einige, und zwar wichtige Punkte ist aber eine Einigung bis jetzt nicht zustande gekommen, doch erwartet man sie vom endgültigen Vertragsabschlusse. Der Vertragsentwurf, der im preußischen Unterrichtsministerium jetzt ausgearbeitet wird, dürfte in einigen Wochen dem Staatsministerium zur Beratung zugehen. Der Abschluß dieser Beratungen wird wohl noch geraume Zeit auf sich warten lassen.

Die interessantesten und wichtigsten Fragen der Verträge beziehen sich auf die Besetzung der evangelisch-theologischen Fakultäten und auf das Einspruchsrecht des Staates bei der Ernennung kirchlicher Beamten. Das Problem der Fakultäten entsteht aus dem Doppelcharakter dieser Institution. Sie ist einerseits eine religionswissenschaftliche Einrichtung, andererseits aber auch Erziehungskörperschaft für Geistliche. ... In evangelischen Kreisen regen sich nun immer wieder Bestrebungen auf Schaffung eigener Ausbildungsanstalten für Geistliche, wie sie bereits seit langem in Bethel und Elberfeld bestehen. Das Bestreben der preußischen Unterrichtsverwaltung ist es nun, die Fakultäten als Ausbildungsstätten für die protestantischen Geistlichen zu erhalten, und man will darum auch in den Kirchenverträgen die Vorschrift, daß ein Geistlicher auf der Universität studiert haben muß, sanktioniert wissen. Als Gegengabe soll den evangelischen Kirchen in irgendeiner Form ein Einspruchsrecht gegen die Besetzung etatmäßiger ordentlicher und außerordentlicher Professuren gewährleistet werden, das bisher nur für die Gebiete der altpreußischen Landeskirche bestand, nicht dagegen im westlichen Preußen (Marburg, Göttingen, Frankfurt, Kiel). ... Man will nun auch den Kirchen Neupreußens das Recht eines Gutachters einräumen, doch ergeben sich aus der Kleinheit mancher dieser Kirchen naturgemäß gewisse Bedenken. Darum ist vorgesehen, sämtliche Kirchen Preußens, auch die altpreußische, in eine Verwaltungsgemeinschaft zusammenzuschließen, die nach bestimmten Methoden bei der Gutachter-Tätigkeit über Lehre und Bekenntnis eines zu ernennenden Professors mitwirken soll. ...

Auch in der zweiten wichtigen Frage, der sogenannten „politischen Klausel", ist die Uebereinstimmung bis jetzt nicht erreicht. Das hier geforderte Einspruchsrecht des Staates gegen die Ernennung kirchlicher Oberer gründet sich auf den § 9 des Gesetzes über die einstweilige Regelung der Kosten für die Verwaltungsbehörde der evangelischen Landeskirchen vom 15. April 1924. Hier wird das Staatsministerium ermächtigt, mit den evangelischen Landeskirchen Vereinbarungen abzuschließen über ein der Staatsbehörde einzuräumendes Recht, gegen die Berufung von Vorsitzenden der Kirchenverwaltungsbehörden Bedenken geltend zu machen. Nun befinden sich manche kirchliche Oberhirten, also die wichtigsten Persönlichkeiten des Kirchenregiments, z. B. eine Anzahl preußischer Generalsuperintendenten, die nicht den Vorsitz im Konsistorium führen, ferner der Landesbischof von Hannover, nicht unter den „Vorsitzenden der kirchlichen Verwaltungsbehörden". Der Staat verlangt darum eine Erweiterung dieser Bestimmung, damit auch die Vorsitzenden der Kirchenleitung unter die dem staatlichen Einspruch ausgesetzten Persönlichkeiten fallen.

Ebenso strittig wie diese Frage und wohl überhaupt schwer ins Reine zu bringen ist der 3. strittige Gegenstand. Nach dem erwähnten Gesetz sollte über Meinungsverschiedenheiten zwischen Staat und Kirche, die bei Erhebung des staatlichen Ein-

spruchs entständen, ein Schiedsgericht oder das Oberverwaltungsgericht entscheiden. Preußen hält diese Vorschrift für ganz untragbar und ist nicht bereit, sich auf ihre Hereinnahme in die Kirchenverträge einzulassen.

Weitere Abmachungen beziehen sich auf die Mitwirkung des Staates beim Erlaß kirchlicher Gesetze .... Nach Artikel 2 des neuen Kirchenverfassungsgesetzes müssen kirchliche Gesetze vor der Verkündung dem zuständigen Minister zur Kenntnis vorgelegt werden, und er kann Einspruch erheben, jedoch nur, wenn das kirchliche Gesetz mit einem Staatsgesetz in Widerspruch steht, wenn es zur Durchführung der staatlichen Mitwirkung bedarf, oder wenn es gewisse Bestimmungen auf dem Gebiete der Vermögensverwaltung oder des Steuer- und Umlagerechts enthält. Auch hier bleibt als letzte Instanz das Oberverwaltungsgericht. Nun gibt es Kirchengesetze mannigfacher Art: Vorschriften über die Liturgie, über religiöse Pflichten der Gemeindemitglieder, ferner gibt es eine kirchliche Lebensordnung, die also auch in den privaten Lebenswandel der Gemeindemitglieder eingreift. Man ist in Preußen der Auffassung, daß der Staat sich mit seinem Einspruchsrecht aus dem großen Gebiet dieser Kirchengesetze zurückziehen solle auf die Bezirke des bürgerlichen Rechtsverkehrs der Kirche und ihre Vermögensverwaltung, also lediglich in diesen Fragen soll er ein Einspruchsrecht in die Kirchengesetze behalten.

Nicht angerührt, wie früher erwartet worden ist, hat man die Frage eines eigenen Steuererhebungsapparates der Kirchen, der sich mehrfach in Süddeutschland befindet. Hier bleibt es also vorläufig bei der Erledigung der kirchlichen Steuergeschäfte durch die Finanzämter, die von den Kirchen manchmal zu langsam empfunden wird. In der Frage der Dotationen hat der Staat die kirchlichen Wünsche nicht voll erfüllt. Die evangelischen Kirchen machen hier das Interesse der Parität mit der katholischen Kirche geltend. Auf eine mechanische Parität indessen will Preußen sich nicht einlassen, sondern es geht aus von dem Grundsatz der gerechten Berücksichtigung der Bedürfnisse, wobei der Staat sich die Würdigung der Bedürfnisse vorbehält. ...

Um das gottesdienstliche Erbe der Reformation.

Die „Wartburg" hat des am 7. Juni heimgegangenen Altmeisters der Wissenschaft vom evangelischen Gottesdienst bereits ehrend gedacht. Julius Smend verdient es aber, daß auf seine Lebensarbeit gerade in diesen Blättern noch etwas näher eingegangen wird. Ich weiß zwar nicht, ob Smend jemals im Evangelischen Bund irgend eine führende Rolle gespielt hat, möchte es sogar bezweifeln. Unbezweifelbar erscheint mir aber, daß Smends Lebensarbeit in stärkster, mannigfaltiger Beziehung zu den geistigen Fragen stand, die die Männer und Frauen vom Evangelischen Bund bewegen, vor allem auch zu der Auseinandersetzung zwischen Protestantismus und Katholizismus. Sein äußerer Lebensgang hat dazu das Seine beigetragen. Einem westfälischen Pfarrergeschlecht entstammend, hat Smend immer in solchen Gebieten unseres Vaterlandes gewirkt, in denen ein lebhafter Wettbewerb zwischen den beiden christlichen Konfessionen besteht. Er kannte den Katholizismus nicht, wie so mancher evangelische Theologe, nur aus Büchern. Westfalen, Rheinland, Hessen und das Elsaß vermittelten ihm immer wieder lebendige Eindrücke katholischen Wesens und stärkten in ihm das Bewußtsein von dem unersetzlichen Werte evangelischer Eigenart gerade im Gegensatz zur katholischen. Dies ausgeprägt protestantische Bewußtsein äußert sich bei ihm sowohl in seiner Beurteilung geschichtlicher Entwicklungen wie in den Forderungen, die er an die kirchliche Gegenwart stellte.

Die Welt seines Forschens, die Heimat seiner Seele und das Land seiner Sehnsucht war der evangelische Gottesdienst. Ihm galten seine größeren wissenschaftlichen Arbeiten („Die evangelischen deutschen Messen bis zu Luthers Deutscher Messe", Göttingen 1896; Der evangelische Gottesdienst. Göttingen 1904;

Kirchenbuch für evangelische Gemeinden, Gütersloh 1924). Er bekundete dabei ein wesentlich schärferes Urteil über den Wert jener gottesdienstlichen Ueberlieferung, die die meisten evangelischen deutschen Landeskirchen durch Festhalten an wesentlichen Teilen der alten Meßform in ihren Gottesdienstordnungen in Ehren halten. Sein geschichtlicher Sinn und seine maßvoll besonnene Art, die sich das Erreichbare immer wieder vor Augen stellte, hielten ihn davon zurück, das Unbefriedigende und Unvollkommene dieser geschichtlichen Entwicklung mit besonderer Schärfe herauszustellen. Aber er empfand diese Ueberlieferung doch wohl viel stärker als viele seiner Fachgenossen als Last und wünschte sich, wenn ich ihn recht beurteile, für den deutschen Protestantismus eine Zukunft, in der dieser, unbeschwerter als jetzt durch Fesseln der Vergangenheit, aus den Urformen von Gebet, heiliger Schrift und Kirchenlied sich seinen Gottesdienst neu gestalten lerne. Die heute weit verbreitete, sehr fromm klingende, sich dawider setzende Phrase, gottesdienstliche Formen dürften nicht „gemacht" werden, sie müßten „wachsen", hat auf ihn schwerlich je Eindruck gemacht. Er war ein Freund lebendigen Fortschritts auf gottesdienstlichem Gebiete und daher auch ein Feind aller jener Katholisierungstendenzen der hochkirchlichen Bewegung. Er hat in vorbildlicher Weitherzigkeit in seiner „Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst" auch Vertreter dieser Richtung zu Worte kommen lassen; eine kleine Schrift von ihm über die römische Messe (Tübingen 1920) war mit soviel Gerechtigkeitssinn und geschichtlichem Verständnis geschrieben, daß sie ihm namentlich aus den Kreisen zur römisch-katholischen Kirche Uebergetretener nach seiner eigenen Mitteilung „förmliche Liebeserklärungen" eintrug, aber von der heute noch vielfach Mode gebliebenen Verhimmelung der römischen Messe wußte er sich innerlich völlig geschieden und ist bis zu seinem Ende gerade in seinem unermüdlichen Warnen vor Verlassen der evangelischen Linie und Abirren auf katholische Pfade ein guter treuer Eckart des deutschen Protestantismus geblieben. Das alles aus tiefer ernster Sorge heraus. „Hat Tertullian gemeint", führt er einmal aus (Vorträge und Aufsätze, Gütersloh 1925, Seite 36), „die Seele des Menschen sei von Haus aus Christin, so wird man mit viel mehr Recht sagen können, der „natürliche Mensch" sei von Natur Katholik, d. h. für eine Religion massiver Sinnlichkeit veranlagt. Hier liegt vor uns und unserm Volke eine schwere, schicksalhafte Entscheidung, ob unser volkskirchlicher Gottesdienst auf die Dauer den Wettbewerb mit der gefährlichen Großmacht der römischen Messe bestehen wird."

In diesem Wettbewerb hat Smend den Protestantismus gestärkt, indem er einen Baustein nach dem andern zum Aufbau des evangelischen Gottesdienstes beisteuerte. Nach der Seite der dem Liturgen zufallenden Aufgabe durch sein Kirchenbuch mit seiner feinsinnigen Verwertung des Bibelwortes und seinem Reichtum guter gottesdienstlicher Gebete. Nach der kirchenmusikalischen Seite durch rastloses Eintreten für die in ihrer Bedeutung vielfach unterschätzte Arbeit der evangelischen Kirchenchöre, durch seine Mitwirkung am Deutschen Evangelischen Gesangbuch und an dessen Melodienbuch. Ueberall war es ihm um die Entbindung der dem Protestantismus für sein gottesdienstliches Leben geschenkten Gaben und Kräfte zu tun, vor allem auch um die rechte Wertung des evangelischen Chorals, um Stärkung des Gemeindemäßigen, um Belebung des Gemeindegesanges, z. B. durch Pflege des Wechselgesanges, um Wiedergewinnung der Werke der großen evangelischen Tonmeister des 16. und 17. Jahrhunderts für den evangelischen Gottesdienst, dem doch ihre Arbeit einst gegolten hat. Von seinem älteren Freunde Friedrich Spitta angeregt, dem Smend unendlich viel verdankte, hat Smend seit langem in der vordersten Reihe derer gestanden, die für Heinrich Schütz als das Urbild eines großen deutsch-evangelischen Tonmeisters, den ihm in der evangelischen Kirche gebührenden Platz zu erkämpfen suchten. Für Joh. Seb. Bach zu werben, gab ihm seine Stellung als erster Vorsitzender der Neuen Bachgesellschaft in seinen letzten Lebensjahren besonders reiche und von ihm freudig benutzte Gelegen-

heit. Selbst tief verwurzelt in der deutsch-protestantischen Kunst war es ihm zeitlebens ein Aergernis, daß die kirchenmusikalische Praxis vielfach die großen Meister in der Ecke stehen ließ und ohne zwingenden Grund Anleihe machte auf katholischer Seite. Auf dem Brieger Deutschen Evangelischen Kirchengesangvereinstag forderte er im letzten Jahre in einem Vortrag über die *verpflichtende Seite des kirchlichen Chordienstes*: „Dem Kirchenchor muß eine kräftige Bezeugung des Reformatorisch-Christlichen, des Evangelisch-Protestantischen Herzenssache sein. Er soll wissen: in unserer Kirche, unserm Gottesdienst haben wir mit Katholiken, Griechen oder Russen, und hießen sie Palästrina oder Bortniansky, nichts zu schaffen. Was sollen vollends in unserer Gemeindefeier die Wiener Klassiker: Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert? Hier, an dieser Stelle, sind sie uns allesamt Ausländer und Fremdlinge.*) Was sollen in einer evangelischen Kirche die „Schöpfung" oder gar die „Jahreszeiten" von Josef Haydn? .... Das ist ein würdeloses Anleihemachen in der außerevangelischen Kunst. Das ist Verzicht auf die unerhörten und unerschöpflichen Schätze unserer eignen kirchlichen Musik. Das ist eine Verleugnung unserer teuren Glaubensväter. Hier heißt es: Rückgrat, Charakter, Ehrgefühl, Stolz, Gesinnungstreue und Dankbarkeit beweisen! Gewiß, wir vergessen das Apostelwort nicht: „Alles ist euer, — es sei Kephas oder die Welt". Aber alles zu seiner Zeit und alles an seinem Ort. An der Stätte evangelischer Feier haben die Zeugen des lauteren, klaren Evangeliums das Wort, und sonst keiner! In unserer alles vermischenden und verwischenden Zeit laßt uns wacker, fest und treu Farbe bekennen. Wir sind und bleiben, der ganzen Welt und auch der Weltkirche zum Trotz, evangelische Christen." (Der 31. deutsche evangelische Kirchengesangvereinstag in Brieg. Kassel 1930. Seite 28 f.)

Ein Theologe von dieser Gesinnung hat sich naturgemäß auch immer wieder zum *Lutherstudium* getrieben gefühlt. Luthers Lieder vom Jahre 1524 fanden durch Smend eine treffende Würdigung in seiner Festschrift zum 400jährigen Gesangbuch-Jubiläum (Das evangelische Lied von 1524, Leipzig 1924). In dieser Schrift hat der Reformierte Smend dem Verständnis Luthers einen wertvollen Dienst geleistet, indem er *die Bedeutung der dichterisch-musikalischen Lebenstat Luthers für die Kulturgeschichte der Neuzeit* dartat. Luther ist der Urheber deutschen Altargesangs. Wichtiger noch erscheint Smend seine Beteiligung am Entstehen neuer Liedweisen, wie an der Bearbeitung überkommener Melodien. Wenn die Zahl im Gebrauch befindlicher oder gewesener evangelischer Choralweisen auf etwa 10 000 angesetzt werden darf, so liegt in Luthers musikalischer Betätigung der stärkste Born dieses gewaltigen Stromes. Aus dieser Luthertat ist die protestantische Kirchenmusik erwachsen, die weit hinweg über alle konfessionellen Grenzen ein Geschlecht nach dem anderen erhoben und begeistert hat. Joh. Seb. Bach, der „Luther der Musikgeschichte", ist ohne Luther nicht denkbar. Das singende deutsche Volk hat Luther wie kein anderer alarmiert. Die von ihm neu angefachte Bewegung verpflanzte sich naturgemäß auf den Boden weltlicher Musikpflege. „Es ist nachgewiesen, daß die in unserem Vaterlande unzählbaren Vereinigungen zur Uebung gemeinsamen Gesanges, die städtischen wie die ländlichen, die Kantoreien, Konzertgesellschaften, Oratorienvereine zunächst in den evangelischen Gebietsteilen hervorgetreten sind, dann erst in den katholisch gebliebenen. Kein Franz Schubert oder Karl Löwe, kein Robert Franz und kein Johannes Brahms, Neuerer zu geschweigen, haben so viel Lust zum Singen unter uns hervorgerufen wie Luther." So hat derselbe Mann, der ohne eigene Schuld und gegen seine Absicht unserm Volke die innerlichste Einheit, die Gemeinsamkeit des Glaubens, nahm, zugleich neue Grundlagen geschaffen für ein einheitliches nationales, ja die Welt umspannendes Geistesleben.

Das sind sicherlich interessante Feststellungen, von denen bei unseren vielen Lutherfeiern aber nur selten die Rede ist.

In den letzten Lebensjahren war Smend stark an der Schaffung einer *neuen*

---

*) Hier geht Smend in seinem Urteil, das übrigens mit dem freilich völlig anders begründeten Votum des Erzbischofs von Freiburg seltsam übereinstimmt, zweifellos zu weit.

preußischen Agende mitbeteiligt. Er hat den Abschluß dieser Arbeit nicht mehr erlebt, wohl aber mit Genugtuung feststellen dürfen, wie seine und seiner Freunde Nelle und Tümpel gemeinsamen Bemühungen um eine einheitliche Fassung des Wortlautes unserer Kirchenlieder und ihrer Weisen weitgehende Beachtung und Verwendung gefunden haben.

Bis kurz vor seinem Ende war dem schließlich 73jährigen ein Wirken in Frische und Freudigkeit beschieden. Während es heute in besonderem Maße das Los der Alten ist, in einer tausendfach gewandelten Zeit sich unverstanden zu fühlen, durfte Smend erleben, daß gerade diejenigen Forderungen an das kirchliche Leben der Gegenwart, für die er sich zeitlebens mit aller Entschiedenheit und Wärme eingesetzt hatte, in steigendem Maße Verständnis und Beachtung fanden. So gingen an ihm die Worte des ihm um seiner Liebe zum Gotteshaus besonders teuren 84. Psalmes in Erfüllung: „Die Lehrer werden mit viel Segen geschmückt. Sie erhalten einen Sieg nach dem anderen."

Weimar. Pfarrer Otto Michaelis.

Das Wiedererwachen des katholischen Ideals.[1])

(Gedanken eines protestantischen Nichttheologen.)

Schon vor langer Zeit hat man mir in Versammlungen entgegengehalten: Es gebe überhaupt keinen Gegensatz zwischen religiösem und politischem Katholizismus. Dem gegenüber behaupte ich, daß dieser Gegensatz einen Hauptinhalt unserer Neuesten Geschichte bildet. Der Anfang des vorigen Jahrhunderts sah den „romantischen Katholizismus". Damals schien das Papsttum seine politische Rolle endgültig ausgespielt zu haben. Und als seit 1814/15 langsam ein Wandel eintrat, da widerstrebten alle großen Führer der religiösen und geistigen Wiedergeburt des Katholizismus in Deutschland, Frankreich, England, Italien (Möhler, Görres, Montalembert, Lacodaire, Wiseman, Newman, Rosmini, Gioberti Balbo) im Inneren dem kurialen System. Große Zustimmung fand Döllingers Aufsehen erregende Schrift aus dem Jahre 1861 „Kirche und Kirchen, Papsttum und Kirchenstaat", worin er ausführte: das Papsttum werde dann wieder ein Segen für die Kirche und für die ganze Menschheit, wenn es sich auf seine allein geistliche Aufgabe besinne und, ungehindert durch den nicht zu seinem Wesen gehörenden Ballast weltlicher Macht, als geistliches Haupt der ganzen Christenheit allein seines universalen Hirtenamtes walte.

Auch nach dem Vatikanischen Konzil (1869/70) hat diese Opposition nicht aufgehört. Gerade die treuesten Söhne der Kirche suchten den religiösen Katholizismus zu retten: Kraus in Freiburg, Schell in Würzburg, Ehrhardt in Straßburg, Wahrmund in Innsbruck, Schnitzer in München, Kanitz in Münster, Merkle in Würzburg. Die Kraus-Gesellschaft trat für den religiösen Katholizismus ein, gegen den Ultramontanismus, „der die Religion als Deckmantel für politische Machtgelüste mißbrauche", Professor Schnitzer bekämpfte „den politischen, anationalen, kulturfeindlichen Katholizismus von heuzutage" und forderte Rückkehr „zum religiösen, nationalen, kulturellen Katholizismus Jesu und der alten Kirche". Gegner des politischen Katholizismus schlossen sich zur „Deutschen Vereinigung" zusammen.

Mit schmerzlichem Bedauern liest man in dem Buche von Professor Ehrhardt „Der Katholizismus und das 20. Jahrhundert", in welche Konflikte ein religiös gesinnter Katholik gerät. Ehrhardt liebt seine katholische Kirche über alles und macht die schärfsten Angriffe auf den Protestantismus. Aber er möchte seine Kirche in vielen Stücken anders haben und fordert:

---

[1]) In dem Bericht über die gestrige (19. 6. 1930) Düsseldorfer Fronleichnamsprozession werden als Teilnehmer aufgezählt: Der Oberlandesgerichtspräsident, Vizepräsident, Landeshauptmann, Landgerichtspräsident, Polizeipräsident, Generalstaatsanwalt, Beigeordnete, Generaldirektoren der Landesbank.

Befreiung von mittelalterlichen Formen und Normen,
Befreiung von Zentralismus und Romanismus,
mehr Raum für unsere Muttersprache,
größere Heranziehung der Laien,
mehr Innerlichkeit des religiösen Lebens,
Mitarbeit am modernen Kulturleben.

Die Wirkungen? In meinem langen Leben habe ich beobachten können, wie alle diese Männer größten Beifall fanden; besonders erinnere ich mich eines langen Gesprächs mit einem Kollegen, dem katholischen Religionslehrer, der voll Begeisterung über Schell sprach. Aber jedesmal schritt Rom ein, und der Beifall verstummte. Ehrhards Buch wurde von der Kölnischen Volkszeitung in den höchsten Tönen gefeiert; aber als Jesuiten und Bischöfe gegen Ehrhard auftraten, wurde es still. Auch Wittig fand begeisterte Anhänger; er wurde exkommuniziert.

Und heute? Wir staunen über die eifrige Tätigkeit der actio catholica, um die katholische Laienwelt aufzurütteln; zahlreiche Vorträge werden gehalten. Vor mir liegt das weit verbreitete Buch des Prof. Dr. Karl Adam „Das Wesen des Katholizismus"; es sind Vorträge, welche „der Verband der Vereine katholischer Akademiker zur Pflege der katholischen Weltanschauung" veröffentlicht. Ohne Zweifel besteht in katholischen Kreisen ein starkes religiöses Bedürfnis; und auch Adams Buch erscheint als ein Versuch, den religiösen Katholizismus zu retten. Die Konflikte, unter denen Kraus und Schell, Schnitzer und Ehrhard, Heiler und Wittig so schwer litten, werden einfach geleugnet oder verschwiegen. Professor Adam sagt im Vorwort, daß von seinen Zuhörern „ein Großteil akatholischen Bekenntnissen angehörte". Für diese „Akatholischen", d. h. Angehörige unserer evangelischen Kirche, sind hauptsächlich meine Ausführungen bestimmt. Denn bei der namenlosen Verwirrung der Geister, an der Rom und Juda ein großes Interesse haben, sind leider manche Protestanten den lockenden Sirenenstimmen zugänglich:

„Kommt zu uns! Bei uns findet Ihr Friede, Freiheit, Brot."

Dreierlei will ich über das angebliche „Wiedererwachen des katholischen Ideals" ausführen.

1.

Professor Adam geht in seiner „Einführung" davon aus, daß man den Katholizismus eine unnatürliche Mischung nenne, eine Vermengung fremder, ja gegensätzlicher Bestandteile, einen ungeheuren syncretismus, eine complexio oppositorum. Er bejaht diese complexio und biegt sie in einen Vorzug um. Die heutige katholische Kirche verhalte sich zum Urchristentum und der Botschaft Christi, wie der ausgereifte Eichenbaum zu der kleinen Eichel. „Wir fügen hinzu (schreibt er): in tausend und abertausend Jahren wird der Katholizismus noch ungleich reicher, üppiger, vielgestaltiger in Dogma, Sitte, Recht und Kultus sich erweisen, als der Katholizismus von heute. Ein Religionshistoriker des 5. Jahrtausends n. Chr. wird ohne Mühe im Katholizismus Vorstellungsreihen, Gebilde und Formen entdecken, deren Heimat Indien, Japan, China ist, und er wird eine ungleich ausgeprägtere complexio oppositorum feststellen dürfen. Ja, der Katholizismus ist eine Verbindung von Gegensätzen. Gegensatz ist nicht Widerspruch."

Und wie urteilen wir? Mit complexio hängt das Wort „kompliziert" zusammen. Vor 2000 Jahren war das ganze menschliche Leben und Denken so kompliziert, daß Jesus als der größte Vereinfacher auftrat, der je gelebt hat. Und ähnlich war es am Ausgang des Mittelalters. Gregorovius schreibt in seiner „Geschichte der Stadt Rom" VII S. 245:

„Wenn man die Gestaltung der christlichen Kirche vom Apostolischen Symbolum bis auf Leo X. überblickt, so hat man das zusammenhängendste und größte Werk menschlicher Geistesarbeit vor sich: die Ablagerung des Gedankenprozesses der Jahrhunderte ohne jede Unterbrechung; das riesige Produkt des Verstandes,

Wissens und Gefühls, des Genies und des Wahns von Nationen und Zeitaltern; ein nicht auszudenkendes System von Gebräuchen, Formeln, Geheimnissen und Symbolen, von hellen Ideen und finsteren Träumen, von Rechten und Usurpationen, von Wahrheiten und Erdichtungen, von tausend Gesetzen, Ordnungen und Sozietäten; was alles ein moralisches, um einen mystischen Mittelpunkt gravitierendes Ganzes von solcher Großartigkeit bildet, daß dieser kirchliche Kosmos selbst an der Sphäre jenseitiger Himmel keine Grenze findet. Nach eineinhalb Jahrtausenden des Wachsens und Bestehens dieser staunenswürdigen Schöpfung machte der deutsche Geist die Entdeckung, daß der Mensch dieses ungeheuren formalen Apparates zur Glückseligkeit entbehren könne, ohne aufzuhören, tief religiös und ein Christ zu sein. Dies war die größte Entdeckung seit der Entstehung der Kirche überhaupt; die Reformation vereinfachte die religiösen Verhältnisse, indem sie dieselben im Gewissen vertiefte; sie befreite den christlichen Gedanken von seiner Materialisierung im Mittelalter . . ."

Ich nenne es eine der gefährlichsten Halbwahrheiten, wenn Adam schreibt: „Gegensatz ist nicht Widerspruch." Wohl gibt es sogenannte polare Gegensätze, wo beides sein muß und das eine ohne das andere nicht sein kann, z. B. Rechte und Pflichten. Aber ganz verschieden sind die Entweder-Oder-Gegensätze, wo nur eins von beiden gelten kann: Gott oder Teufel? Wahrheit oder Lüge? Wie steht es mit dem religiösen und dem politischen Katholizismus? Kann beides zusammen bestehen oder schließt das eine das andere aus?

Wiederholt langte die geschichtliche Entwicklung an einem Punkte an, wo es hieß: „So kann es nicht weitergehen." Dann erscholl der Ruf nach Erneuerung. So war es in Alt-Aegypten: Nach 500jährigen Wirren trat um 600 v. Chr. eine Erneuerung mit kurzer Scheinblüte ein. Sie bestand nicht darin, daß man Staat und Volk neues Leben einhauchte; vielmehr glaubte man, nichts Besseres tun zu können, als daß man das „gute Alte", das „echt Aegyptische" wiederherstellte. So wurde die längst erstarrte, abgestorbene, ganz unverstandene Religion wieder eingeführt mit den zahlreichen Priesterschaften, mit dem unendlichen Zauber- und Formelwesen. Aehnlich war es zu derselben Zeit in Babylonien. Wie sehr diese Art von Erneuerung den völligen Zusammenbruch Aegyptens und Vorderasiens verschuldet hat, kann man bei Mommsen „Römische Geschichte" V S. 279 ff. lesen.

Vor allem aber denken wir an die Zeit vor 1900 Jahren, zu Beginn unserer Zeitrechnung. „So kann es nicht weitergehen," hieß es, als die alte griechisch-römisch-jüdische Kulturwelt von einer 100jährigen Revolution heimgesucht war. Zwei Wege der Erneuerung wurden eingeschlagen. Wir haben Zeugnisse dafür, wie überschwänglich der Kaiser Augustus als „der Heiland der Welt" gepriesen wurde. Weshalb? Weil er den ersehnten Frieden brachte und das Wirtschaftsleben neu „ankurbelte"; weil er die äußere Ordnung wiederherstellte. Im übrigen blieb er auf dem bisherigen Wege der geschichtlichen Entwicklung, der doch die Ursache des entsetzlichen Niedergangs und der gewaltigen Erschütterungen gewesen war. In dem orientalisierten römischen Weltreich hatte sich der Menschheitsgedanke mit der asiatischen Idee eines irdischen Gottesstaates vermählt. Der Kaiser Augustus stabilisierte die Theokratie als Staatsform. Er fühlte sich in erster Linie als pontifex maximus („Oberpriester", „Kaiserpapst", „Kalif"), und seine Erneuerung der Religion, die er mit größtem Eifer betrieb, bestand darin, daß er sorgfältig alte, längst vergessene, abgestorbene Kulte, Litaneien, Priesterschaften wieder einführte.

Ganz anders sein jüngerer Zeitgenosse Jesus Christus, dessen Religion nicht mit einem ungeheuren Ballast beschwert, nicht von einem Netz äußerer Vorschriften eingeschnürt, sondern die denkbar einfachste und deshalb tiefste Religion ist. Jesus hat uns nicht ein neues Dogma, nicht einen neuen Kultus, neue Gesetze oder neue Moral, nicht eine neue Priesterkirche gegeben, sondern sich selbst. Und er ist lauter Leben, die persönliche Wirklichkeit Gottes in der Welt: „Wer mich-

siehet, siehet den Vater"; „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater, denn durch mich."

Seitdem besteht die Geschichte der Hauptsache nach in einem Ringen zwischen der Nachfolge Jesu Christi und der Nachfolge des Kaisers Augustus, zwischen einer Jesus- und einer Augustus-Religion; die eine erscheint mir als der religiöse, die andere als der politische Katholizismus. Meine Antwort auf Professor Adams Frage nach dem „Wesen des Katholizismus" lautet: Die römisch-katholische Kirche ist der Versuch, zwei Gegensätze zu verbinden, die unvereinbar sind: die Nachfolge Jesu und die Nachfolge des Augustus. Beweise für die Unvereinbarkeit sind einerseits die bekannten Aussprüche Jesu, der jede Verweltlichung des Reichsgottesgedankens entschieden ablehnt; anderseits die Tatsachen der Geschichte. Der Weg, den die römische Kirche zu ihrem Ziel gegangen ist, führt über Lügen, Geschichts- und Urkundenfälschungen.

2.

Zu den bekanntesten Propagandamitteln der Katholiken, die leider auf manche Protestanten Eindruck machen, gehört die schmerzliche Klage über den bedauernswerten Riß, der seit der Reformation unser deutsches Volk in zwei Teile spalte. Das ist eine Irreführung. Der Riß begann schon lange vor dem Christentum, in dem Augenblick, wo unsere heidnischen Vorfahren mit der römisch-jüdischen Talmi-Kultur des entarteten Altertums in Berührung kamen. Der Riß wurde erweitert, als im Mittelalter diese römisch-jüdische Unkultur unter der Maske des Christentums offiziell eingeführt wurde. Die Papstkirche ist es gewesen, die den Feuerbrand der Zwietracht in unser Volk schleuderte. Vor wenigen Jahren hat Dr. Kummer in seinem Buch „Neidgards Untergang" nachgewiesen, daß selbst protestantische Kirchenhistoriker, wie von Schubert und Heinrich Boehmer, viel zu günstig über die „Fortschritte" sprechen, welche die mittelalterliche Kirche gebracht habe; vielmehr sei sie Gift für unser Volk gewesen. Wenn Professor Adam schreibt, daß „die Kirche der mittelalterlichen Völkerwelt die innere Einheit und starke Seele gab", oder wenn der Jesuitenpater Muckermann von dem „engen Verwachsensein deutscher Eigenart mit römischem Katholizismus" redet, so widerspricht das den Tatsachen der Geschichte; sie erzählt von einem unaufhörlichen Streit. Erst mit Luther beginnt das Verwachsensein unseres Volkstums mit der unverwelschten Religion Jesu. Aber für die Römlinge bleibt es eine Art Dogma, daß für unser Volk alles Unheil mit Luther gekommen sei. So heißt es auch bei Adam: Das „Los von der Kirche" im 16. Jahrhundert führte mit innerer Notwendigkeit zum „Los von Christus" im 18. Jahrhundert und von da zum „Los von Gott" im 19. Jahrhundert. Im Gegenteil! erst das „Los von der römischen Kirche" hat uns den wirklichen Christus wiedergeschenkt und damit den Weg zu Gott geöffnet. Sind dem Professor Adam die unchristlichen Zustände des 14. und 15. Jahrhunderts wirklich unbekannt?

Sonderbar, höchst sonderbar! Dieselben Herren, welche das Mittelalter als vorbildlich verherrlichen, entschuldigen die vielen Grausamkeiten jener Zeit mit dem „mittelalterlichen Geist". Wo Professor Adam die grausamen Ketzerverfolgungen erwähnt, schreibt er: „Diese Einstellung konnte erst überwunden und korrigiert werden, als der Geist der Zeit selbst ein anderer geworden war, als im Lauf der Jahrhunderte und über viele Entwicklungen hindurch eine neue Mentalität die Menschen zu beherrschen begann. Nicht aus dem Wesen des Katholizismus erwuchsen also (!) die Ketzerverfolgungen, sondern aus der politischen und geistigen Einstellung des Mittelalters." Darauf ist zweierlei zu antworten: Unsere heidnischen Vorfahren kannten solche sadistischen Grausamkeiten überhaupt nicht; erst die römisch-jüdische Bastardkultur, die unter der Maske des Christentums eingeführt wurde, machte sie damit bekannt. Anderseits fallen die schlimmsten und größten Ketzerverfolgungen in das 16. und 17. Jahrhundert, und wo die katholische Kirche die Macht hat, bestehen sie noch heute. Weiß Professor Adam nichts von der jahrhundertelangen Blutarbeit der spanischen Könige? Von den französischen Untaten zu Valmy und in der Bar-

tholomäusnacht? Von der Art, wie große Teile Süd- und Westdeutschlands, vor allem Oesterreich für die römische Kirche zurückerobert wurde? Von den Hugenottenverfolgungen unter Ludwig XIV.? Von der Vertreibung der Salzburger im 18. Jahrhundert, der Zillerthaler im 19. Jahrhundert?

3.

Professor Adam gibt zu, daß eine Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit bestehe: „So leidet der gläubige Katholik unter dem Eindruck der Sklavengestalt, welche das Göttliche in gewissen Zeiten des Mittelalters angenommen hat... Er trauert in tiefster Seele über den Hexenhammer und die Bulle des Papstes Innozenz VIII., welche unstreitig auf die Entwicklung des Hexenwahns fördernd eingewirkt hat. . . Diese und jene Päpste, zumal des 10. Jahrhunderts und der Renaissancezeit, haben dem Allzumenschlichen ihren traurigen Tribut gezollt." Aber dann fährt Adam fort: „Allein ihre Zahl erbleicht vor der glänzenden Schar der Heiligen und Märtyrer, welche der römische Stuhl der Kirche schon geschenkt hat."

Wirklich? Diese Sätze gehen doch gar zu milde über die Tatsachen der Geschichte hinweg; sie sind nur ein winziges Zugeständnis in Vorträgen, die vor Akademikern gehalten wurden. Als wahrheitssuchender Historiker kam ich zu einem anderen Ergebnis. Ich sehe im Mittelalter eine lange Reihe von Päpsten, die nicht in der Nachfolge Jesu lebten; und es handelt sich bei ihnen nicht um einzelne Verfehlungen, sondern um eine zusammenhängende Kette widerchristlicher Handlungen. Die kirchlichen Zustände waren im 14., 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts ein öffentlicher Skandal.

„So kann es nicht weitergehen," hieß es ganz allgemein. Und dann wurden, wie vor 1500 Jahren, zwei Wege der Erneuerung eingeschlagen: Luther warf den ganzen codex iuris canonici mit all seinen Rechtsansprüchen ins Feuer und führte uns zu der einfachen Religion Jesu zurück. Für die römische Papstkirche wurden auf dem Tridentiner Konzil (1545—1563) zwar die schlimmsten äußeren Mißstände beseitigt, im übrigen aber gerade alles das stabilisiert, was zu diesen Mißständen geführt hatte. Es war derselbe Erneuerungsweg, den der Kaiser Augustus gegangen war.

*

Um den religiösen Katholizismus zu retten, malt Professor Adam seinen Zuhörern ein leuchtendes Idealbild vor Augen. Ich behaupte: Die Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit ist so groß, daß es für ein Trugbild gehalten werden muß. Es gehört zu den Schwarmgeistereien, die uns einen Menschheits-, Glücks- oder Gottesstaat vor Augen zaubern, mit Völkerverbrüderung und ewigem Frieden. Insofern besteht eine Geistesverwandtschaft zwischen den Aposteln der römischen Papstkirche und den Verkündigern eines sozialistischen Welt-Zukunftsstaates oder der internationalen Kulturgemeinschaft.

Düsseldorf. Prof. Dr. Wolf.

Lesefrucht.

„Wir wollen mit getrostem, tapferem Mut aus Augsburg wieder scheiden und in unsere tägliche Arbeit, welcher Art sie immer auch sei, fröhlich zurückkehren. Nun macht es keinen Unterschied, welcher Art unser täglicher Beruf ist. Gerade das gehört zu den Großtaten der Reformation, daß sie uns wieder angeleitet hat, auch in dem schlichtesten irdischen Beruf einen Gottesdienst zu sehen. Worauf es ankommt, ist allein dies, daß wir die Gemeinschaft mit Gott, die wir im Glauben haben, in all unser Arbeiten und Leben, in unser Kämpfen und Ruhen, in unsere Leiden und Freuden hineinstellen und in allem unsere Gemeinschaft mit Gott erleben.

D. Ihmels-Dresden in seiner Augustanapredigt in Augsburg, gehalten am 22. Juni 1930 in der St. Annenkirche. (Allg. Evang. luth. Kirchenztg. Nr. 28 vom 11. Juli 1930.)

Eine evangelische Fahrt ins Heilige Land.

1. Fortsetzung.

Kaum lag unsere „Adria" vor Anker, als ein buntes, echt orientalisches Leben und Treiben sich um sie und auf ihr zu entfalten begann. Boot an Boot nahte von Jaffa her. Es kamen die Lastarbeiter, köstlich angetan mit Orient-Breetsches, die ebenso malerisch wirkten, wie sie die Bequemlichkeit und Beweglichkeit bei der Arbeit und Ruhe förderten. Die Schiffslukenöffneten sich, und mit wildem Geschrei und Durcheinander und unglaublich lebendigen Gesten begannen die Packer das Werk des Aus- und Einladens.

Es kamen Händler mit buntester Ware an Bord. Da bot der eine herrliche Jaffa-Apfelsinen an, wie Kindsköpfe groß; ein anderer brachte in einer Holzkiste lebende Schildkröten von verschiedenster Art und Größe zum Verkauf; Geldwechsler und Ansichtskartenhändler stritten sich um den Platz, und mitten im Gang ließ sich ein anderer Mohammedaner nieder, der seinen Reichtum an Spitzendeckchen, Olivenholzschnitzereien, Perlmutterarbeiten und Ansichtskarten fragwürdigster Güte dort ausbreitete. Höchst bezeichnend war eine kleine Szene, die wir dabei erlebten: Ein Jude griff nach einem holzgeschnitzten Kamel, um es näher zu betrachten; kaum aber sah das der mohammedanische Händler, als er wie ein Tiger aufsprang, dem verhaßten Juden das Schnitzwerk aus der Hand riß und ihn mit kräftigem Stoße derart von seinem „Laden" wegstieß, daß wir glaubten, er fiele über die Reeling. So brach die Spannung zwischen Juden und Mohammedanern, von der jetzt ganz Palästina erfüllt ist, schon hier auf dem Meere bezeichnend hervor. Der Handel vollzog sich im übrigen ganz in orientalischen Formen: Je geringer unser Gegenangebot auf die erste Forderung war, desto höher steigerte sich unser Rang in der Anrede. Ich war nach höchstens 5 Minuten schon zum „Grafen" avanciert, und je näher die Abfahrtsstunde rückte, desto billiger wurden die Preise.

Kinder kamen, und aus ihrem Munde hörten wir zum ersten Male das Wort, das der orientalische Säugling anscheinend als erstes lernt: „Bakschisch!". Sie waren meistens schon zufrieden, wenn man sie durch das Fernglas nach Jaffa mit seinen Kirchen und Minaretts hinüberschauen ließ. Eine bunte Menge Fellachen, Beduinen, Neger in den verschiedensten Trachten und mit den verschiedensten Kopfbedeckungen wimmelte durcheinander, einheitlich aber in der musterhaft geübten Kunst, jeden günstigen Augenblick zur Arbeitspause, zum „Kef", auszunutzen. Ein übermenschlich dicker Junge von höchstens 14 Jahren leistete darin zweifellos das beste.

Unsere jüdischen Mitfahrer verließen uns zumeist, von englischen Beamten kontrolliert.

Gegen 11 Uhr wurden die Anker gelichtet, und die Fahrt ging nun nach Norden an der meist recht öden und trostlosen Küste entlang. Zur Rechten ragten im Hintergrunde die palästinensischen Berge empor. Wir sahen die Trümmer des alten Caesarea am Meer, in dem einst Pilatus, Felix und Festus residierten, in dem Paulus gefangen lag. Wir umfuhren in weitem Bogen den Karmel, von dessen erinnerungsreicher Höhe uns evangelische und katholische Missionsgebäude grüßten, und von dessen nordwestlichem Abhang sich der feine Bau des Elias-Klosters abhob. Gegen 3 Uhr fuhren wir in die Bucht von Haifa ein, das sich am Abhang des Karmel lieblich aufbaut. Ein wundervolles Bild, das sich hier bot: Der Karmel fällt nach Norden hin sanft ab zur Ebene Jesreel, durch die sich der Kison zum Meer hinschlängelt. Jenseits der tiefblauen Bucht leuchtete Akon herüber und ließ die ganze Tragik deutscher Kreuzzugsunternehmungen im Geiste lebendig werden. Hinter ihm ragten die gewaltigen Höhen des Libanon auf.

Der Aufenthalt, den die „Adria" im Hafen nehmen mußte, bot uns die Möglichkeit, in schnell beschafften Autos durch Haifa hindurch auf die Höhe des Karmel hinaufzufahren. Die erste Fahrt durch eine orientalische Stadt! Sie zeigte die typischen Züge: Das Arbeits- und Handelsleben, das sich fast völlig auf der Straße abspielt, die

geruhsamen Männer, die in Scharen bei ihrer Wasserpfeife und der Schale Kaffee plaudernd oder sinnend vor den Kaffees saßen, die Frauen, vereinzelt und wie ausgeschlossen vom Leben der Oeffentlichkeit durch die dichten schwarzen Schleier, die ihr Gesicht verhüllten. An schönen Villen mit herrlichen Blumengärten vorbei, am Mar Elias-Kloster vorüber fuhren wir steil hinauf zum stattlichen Hause der Karmel-Missions-Gesellschaft, wo uns Pfarrer Schneider freundlich begrüßte. Wir wanderten mit ihm durch den großen Garten, in dem uns die Flora des Orients mit Johannisbrotbäumen, Pinien und dergleichen zum ersten Male entgegentrat. Erstaunlich, welche fast unerträglich starken Düfte dort die uns auch von der Heimat her gut bekannten Kräuter ausströmten: Lavendel, Salbei, Thymian. Im Hause klärte uns ein kurzer Vortrag über die Ziele, Zwecke und Arbeitsweise der Missions-Gesellschaft unter den Juden und Mohammedanern auf. Es blieb freilich der Eindruck, daß hier auf einem nahezu toten Felde im wesentlichen mit nur sehr geringem Ergebnis gearbeitet werde. Der Abend bot uns von der Berghöhe das Zauberbild des Sonnenunterganges und dann den Anblick der im elektrischen Licht hell erstrahlenden Stadt. Der geniale Jude Pinchas Ruthenberg, der nahe am Einfluß des Yarmuk in den Jordan nicht weit von dessen Ausfluß aus dem See Genezareth ein gewaltiges Kraftwerk geschaffen hat, versorgt ja bald ganz Palästina mit Licht und Kraft.

In der Nacht ging die Seefahrt weiter, und am andern Morgen gegen 6 Uhr warfen wir an ihrem letzten Reiseziel Anker: Wir lagen im Hafen von Beirut. Wundervoll baut sich diese Großstadt mit rund 300 000 Einwohnern am Fuße des gewaltigen Libanongebirges auf. Palmen recken ihre Kronen über die Häuser empor, und das bunte Bordbild von Jaffa wiederholte sich hier in vergrößertem Maßstabe. Beim Ausgang aus der Zollsperre nahmen uns zehn Autos auf, denen wir für die nächsten Tage uns anvertrauen sollten. Nach kurzer Rast im deutsch geleiteten Hotel „Metropol“ fuhren wir alsbald in herrlicher Fahrt zum Hundsfluß. Das Auge vermochte kaum die Fülle der Bilder aufzunehmen: Durch die Stadt ging's mit ihrem bunten, lärmenden Treiben; an Baracken schlimmster Art ging es vorbei, in denen unglückselige armenische Flüchtlinge — Beirut birgt deren rund 60 000 — eine elende Zufluchtsstätte gefunden haben. Hier und da erinnerten zusammengeschossene Häuserviertel an Beiruts Leiden im Weltkrieg. Mächtige Schuppen trugen Schilder mit französischen Besatzungsbezeichnungen. Die schöne Straße, von Eukalyptusbäumen beschattet, führte dicht am Meere entlang, zur Rechten begleitet von den Vorhöhen des Libanon. Der Reichtum und die Ueppigkeit der morgenländischen Erde zeigte sich: Bananen- und Weinpflanzungen, Oelbäume, Orangen- und Feigenbäume wechselten. Die Saaten sproßten in dichten Büscheln auf, und dazwischen lag hier und da auch einmal ein bescheidener, an die Heimat erinnernder Kartoffelacker. Die ersten Kamelzüge begegneten uns, regelmäßig geführt von einem munter vorantrabenden Eselchen, ohne dessen Führung die Kamele nicht vorwärtsschreiten, so daß das alte Sprichwort „Der Esel geht voran“ sich uns hier in ganz besonderer Bedeutung erschloß. Höchst bezeichnend erschien uns auch die Tatsache, daß, wenn ein orientalisches Ehepaar von der Arbeit einrückte, der Mann vergnügt auf seinem Esel saß, während die Frau mit dem Ackergerät zu Fuß hinterhertrottete.

Wir kamen an den Hundsfluß, an jene Stelle, da seine Wasser den Libanon durchbrochen und eine uralte Verbindungsstraße zwischen Ost und West geschaffen haben, auf der die Völker der Jahrtausende bis in die Jetztzeit hinein ihre Züge nehmen mußten. Und in die ragenden Kalkwände an seinem Ufer haben diese Völker nun die Kunde ihrer Kriegs- und Heldentaten in mächtigen Steintafeln verewigt. Da hängt die altassyrische neben der ägyptischen, die griechische Inschrift neben der römischen, und so geht es fort über die Zeit Napoleons I. und III. bis in die Jüngst-Vergangenheit des Weltkrieges — eine Chronik der Weltgeschichte von ganz eigenartiger, eindringlicher Sprache. Die Rückfahrt bot köstliche Blicke auf Beirut, wo wir zu kurzer Ruhe im Hotel „Metropol“ einkehrten. Hier erfreute mich eine unerwartete Begegnung mit Pfarrer Stocks-Kaltenkirchen, dem bekannten Sektenkenner,

der seit März des Jahres als Pfarrer der evangelischen Gemeinde in Beirut wirkt. Dann ging die Fahrt auf der anläßlich des Besuchs Wilhelms II. erbauten herrlichen Kunststraße in mächtigen Kehren auf die Höhe des Libanon hinauf. Immer wieder erschlossen sich neue zauberhaft schöne Blicke zurück auf Beirut und das blaue Meer, seitwärts in tiefeingeschnittene Täler hinein, vorwärts zu mächtig ragenden Höhen von bald 3000 Meter empor, die noch der Schnee in Zebrastreifen schmückte. Anmutige Sommersiedlungen der reichen Beiruter wechselten mit Dörfern oder Zeltlagern der Fellachen und Beduinen. Auf der Paßhöhe bot sich dem Auge ein herrlicher Ausblick nach Coelesyrien hinab, die Kornkammer des Landes, und hinüber zum kahlen Antilibanon, der südlich in dem mächtig ragenden, schneebedeckten Hermon seine Krönung fand. Hinab ging's in sausender Fahrt, und auf ihr erlebten wir eine Begegnung mit einem zum Glück nur dünnen Heuschreckenschwarm, der uns mehr belustigte als belästigte, aber doch eine Ahnung gab von den Verheerungen, die diese Plage gerade in diesem Jahre im Morgenland angerichtet hat. Nach einer kurzen Rast in einem sauberen Maronitendorf fuhren wir dann nach Norden durch die Ebene aufwärts, bis gegen 4 Uhr unser nördlichstes Reiseziel Baalbek-Heliopolis erreicht war.

Es zog uns sofort hin zu der gewaltigen Trümmerwelt der riesigen Tempelanlagen dieses Ortes. Auf uralter, dem Sonnengott geweihter Kultusstätte haben als letzte Bauherren Antonius Pius und Caracalla, der Syrer, im 2. bzw. 3. nachchristlichen Jahrhundert die mächtigen Bauten aufgeführt, deren Reste wir staunend bewundern konnten, vor allem den großen Jupitertempel und den kleineren Bachustempel. Herrlich war besonders der Anblick der sechs letzten über 25 Meter hochragenden Säulen des Jupitertempels, zwischen denen hindurch in unbeschreiblicher Farbenpracht das Libanongebirge herüberleuchtete, und die im Glanz der sinkenden Sonne in wundervollem Rosa-Rot erglühten. Das ganze riesige Trümmerfeld macht freilich den Eindruck, als habe hier gewaltiger Sensationswille etwas schaffen wollen, was alle Kultstätten des Altertums durch kolossale Wucht und Größe übertreffen sollte. Man kann sich bei aller Bewunderung für manches Schöne des Eindrucks nicht erwehren, daß die künstlerische Höhe der Antike hier nicht mehr erreicht worden ist; es ist sozusagen antiker Barock mit einem Stich ins Dekadente, nicht frei von Kitsch und Siegesalleeähnlichem.

Beim Herumwandern in dem ausgedehnten Tempelbezirk stand man dauernd unter dem Kreuzfeuer zahlloser Photographen, die in der brennenden Sonne Syriens so schnell arbeiten konnten, daß sie wenige Minuten nach erfolgter Aufnahme bereits die fertigen Bilder in höchst aufdringlicher Weise zum Verkauf anboten.

Welche Arbeitskräfte übrigens hier am Werke waren, zeigte besonders eine Wanderung um die äußere Umfassungsmauer des Tempelbezirks: Hier sind einzelne Riesenquadern von nahezu 20 Meter Länge, 4½ Meter Höhe und 3½ Meter Dicke in einer Höhe von fast 7 Meter über der Erde in die Mauer eingefügt, eine technische Leistung, vor der man in staunender Bewunderung steht. Ueber all der Pracht zogen in kunstvollem Fluge zahllose Sperber ihre Kreise; man gewann Verstädnnis dafür, daß man sie zum Wappentier Aegyptens wählte. Auf der Rückkehr zum Hotel gerieten wir in eine Schaf- und Ziegenherde hinein. Kein Hund umbellte sie; nur der Hirte leitete sie mit langem Stabe, wie vor tausenden von Jahren schon.

Am andern Morgen weckte mich Hufschlag: Eine Schwadron syrischer Reiter zog vorbei in schmucken Uniformen, auf wundervollen Pferden edelster Rasse. Weniger erfreulich war ein zweites Bild: Ein französischer Offizier ließ sich von einem der vielen vor dem Hotel auf Arbeit wartenden Schuhputzer seine Stiefel säubern. Als das Honorar für diese Leistung scheinbar etwas zu hoch gefordert wurde, trat sofort seine Reitpeitsche in Funktion, mit der dieser Kulturträger dem armen Jungen roh ins Gesicht schlug.

Die Weiterfahrt, die wir gegen 8 Uhr antraten, führte uns in einen der Steinbrüche, aus dem seinerzeit das Baumaterial für die kolossalen Tempelanlagen ent-

nommen wurde. Hier liegt noch ein Riesenblock: 21½ Meter lang, 4½ Meter hoch und 4 Meter breit, der wohl auch noch für die Umfassungsmauer bestimmt war, aber keine Verwendung mehr fand. Er ist auf der unteren Seite noch nicht vom Boden losgelöst, sonst aber fertig zugehauen, ein imponierender Zeuge alter Steinmetzkunst. Es ging auf der Herfahrtstraße zurück bis zu jenem freundlichen Maronitendorf vom Tage vorher. Dann aber bog die Straße ab und führte durch Zoilesyrien hindurch auf die Höhe des öden Antilibanon hinauf und von ihr hernieder nach Damaskus zu. Auch auf dieser Fahrt zeigten sich wieder bunt wechselnde Bilder: Da zog mit seiner Herde ein starker Schwarm wandernder Beduinen an uns vorüber, die ganze Habe auf den Kamel- und Eselrücken verstaut — nicht anders mag Abraham vor dreitausend Jahren gezogen sein. Andere Herden trafen wir, zum frischen Wasser geführt, in einem köstlichen Quelltal und sahen, wie die Lämmer und Zicklein sich vor der Sonnenglut bargen unter schattende Steine. Je näher wir der Stadt kamen, die ja nichts ist als eine gewaltige Oase, desto mächtiger rauschten und brausten neben uns die Wasser des vom Antilibanon herabströmenden Damaskusflusses, dem sie Leben und Bestand verdankt, desto lebhafter wurde das Treiben auf der Straße. Gegen Mittag fuhren wir in Damaskus ein, und nach kurzer Rast schlug uns das verwirrende, tobende Leben der Riesenstadt in seinen Bann. Hier ist echtester Orient: Imponierend der Reichtum und die Fülle der überdachten Bazarstraßen; was man sich nur ausdenken kann, ist dort in den einzelnen klar von einander abgegrenzten Vierteln zu haben. Von besonderem Reiz erschienen uns die Werkstätten der Goldschmiede, die Läden der Teppichhändler, die Arbeiten der Kupfer- und Messingschmiede und der Tischler mit den kunstvollen Holzeinlagen. Auch Sattel- und Waffenwerk war viel zu schauen; ist doch Damaskus die große Marktzentrale für das Wüstenland rings umher, die Zauberstadt von magischem Reiz für den Steppenbewohner, der in diese Wunderoase voll blühenden Lebens hineintritt wie in ein Paradies.

Wir wanderten durch die konfessionell scharf von einander gesonderten Einzelviertel der Stadt. Viel Schmutz, viel Verwahrlosung, manch üble Düfte, viel unnötiges Geschrei und Lärmen begleitete uns auf diesem Wege. Freilich, wie der Orient zu täuschen vermag, erlebten wir an einem bezeichnenden Beispiel: Wir besuchten das Haus eines Händlers, in das hineinzugehen man sich nach seinem äußeren Aussehen fast scheute; aber ein kurzer Weg durch einen gekrümmten Gang, und wir standen in einem Innenhof von zauberischem Reiz. Da sprudelte ein Springbrunnen, da blühten Orangen- und Zitronenbäume mit Früchten behangen, da zeigten sich die Wände des Hofes in wundervollem islamitischen Schmuck. An der einen Querseite öffnete sich eine überdachte Halle mit Ruhesitzen und Tischen zur Bewirtung der Besucher, und von ihr führte man uns in einen großen Saal, der an seinen Wänden kostbaren Alabasterzierrat trug und der die Fülle von Waren barg, unter der nun das prüfende Auge des Käufers schwere Auswahl hatte.

Wir ließen uns auch zurückversetzen in die altchristliche Vergangenheit und besuchten die unterirdische Kapelle unter dem sogenannten Hause des Ananias (Apostelgeschichte 9, 10); wir wanderten an einem mächtigen mohammedanischen Friedhof vorbei, auf dem Fatime, die Tochter Mohammeds, ruht, zu der Stelle der Stadtmauer, an der der Ueberlieferung nach — Apostelgeschichte 9, 25 — einst Paulus von seinen Jüngern im Korbe zur Flucht herabgelassen wurde. Man darf sich freilich nicht daran stoßen, daß das Fenster offensichtlich in einem erst aus mohammedanischer Zeit stammenden Mauerteil liegt; man darf es ebensowenig tragisch nehmen, daß man bei Damaskus zwei Bekehrungsstätten des Paulus zeigt, die eine weiter entfernt, die andere zur Bequemlichkeit der Fremden näher an die Stadt gerückt.

Stark war der Eindruck, den uns der Besuch der riesigen Omar-Moschee machte, von deren drei schlanken Minaretten der Gebetsruf der Muezzin über das Gewirr des Stadttreibens hinwegscholl. Man betritt zuerst den weiten Hof mit seinen für die Waschungen bestimmten Brunnen und von ihm aus die Moschee, deren ursprünglich christliche Basilikaform deutlich erkennbar ist. Der Fußboden ist mit Teppichen

belegt, und wir kommen gerade dazu, wie eine zufällig sich zusammenfügende Schar von Männern, in der Richtung nach Mekka gewandt, zu gemeinsamen Gebetsübungen in Reih und Glied tritt. Die Weisheit des Propheten ist bewundernswert, der in seiner Lehre die Uebung der Frömmigkeit so außerordentlich geschickt mit gesunden Leibesübungen in Verbindung gebracht hat: Rumpfbeugen vorwärts und seitwärts, Armstrecken und Kniebeugen, Niederfallen bis zum Berühren des Bodens mit der Stirn in lebhaft und häufig wiederholtem Wechsel — alles das wird gewissenhaft von der frommen Schar ausgeführt. In einem andern Teil der geräumigen Moschee sitzt innerhalb niedriger Holzschranken eine Schar von Gläubigen und lauscht, wie ein Alter mit klugem Gesicht, die mächtige Brille auf der Nase, den vor ihm liegenden Koran ausdeutet. Wir wollen näher hinzutreten, aber vorsichtige Warnung heißt uns, schnell vorüberzugehen. Eine feine Kapelle innerhalb der Moschee ist als Grabtempel Johannis des Täufers bezeichnet und birgt einen grün überkleideten Katafalk. In unmittelbarer Nähe der Omar-Moschee besuchen wir das Grab Saladins des Großen, dessen mächtiger Sarkophag sich in einer kleinen, versteckt gelegenen Moschee befindet.

Weniger erhebend war der Besuch einer großen Werkstätte von Damaszener Erzeugnissen. Es war schmerzlich, dort zu sehen, wie junge Mädchen von 11—12 Jahren in zwölfstündiger Arbeitszeit sich plagen mußten mit augenmordender Ziselierarbeit; und ein Bild, das einem nicht wieder aus dem Sinn kommt, war vor allem der Anblick eines kleinen, höchstens achtjährigen Mädchens, das neben seiner Mutter vor einem Seidenknüpfteppich kniete und in eintöniger Knüpfarbeit mit förmlich epileptisch-krampfhaften Bewegungen sein eintöniges, mühevolles Tagewerk vollbrachte. Die armen Augen und Hände!

Danach tat es wohl, daß wir hinausfuhren auf eine Anhöhe draußen, an prangenden Gärten und üppigen Villen vorüber, um die gewaltige Stadt in ihrer mächtigen Ausdehnung noch einmal von der Weite her zu überschauen.

Berlin. D. Fahrenhorst.

Fortsetzung folgt.

Antiklerikaler Bund in Brasilien.

1912 wurde in Rio de Janeiro ein antiklerikaler Bund gegründet, der aber seine Tätigkeit des Weltkrieges wegen schon 1914 wieder einstellte. Im Mai dieses Jahres begann er seine Arbeit wieder, indem er einen Aufruf zur Gründung von Bundesgruppen erließ. Begründet wird die neue Tätigkeit des Bundes mit folgenden Punkten:

a) Anwachsen der klerikalen Gefahr durch steigende Einwanderung von Priestern und Ordensleuten besonders aus Italien;

b) Fortschritte des Katholizismus infolge der Unterstützung von Behörden und Staatsregierungen, die z. B. im Staate Minas Geroms zu der verfassungswidrigen Zulassung des Religionsunterrichtes in die weltlichen Staatsschulen geführt haben;

c) das Bündnis des Papsttums mit dem Faschismus, wobei beide Diktaturen sich gegen die Freiheit verbündet haben;

d) die deutlich erkennbare Entwicklung Brasiliens zu der Lage hin, wie sie in Mexiko bestanden hat, und aus der sich die Mexikaner nur durch eine Revolution befreien konnten;

e) die politische Organisation des Klerus unter einem ausländischen Papste und einer ausländischen Kurie als Oberhäuptern, die einer Kontrolle durch nationale Gewalten entzogen sind;

f) der offenkundige Widerspruch zwischen dem in den Staatsschulen vermittelten wissenschaftlichen Unterricht und den Lehren der Kirche, die voll Irrtümer und Aberglauben und unserer Zeit unwürdig sind.

Also selbst im romanisierten und seit 400 Jahren katholischen Brasilien wird das Vordringen der Papstkirche als nationale Gefahr empfunden. Freilich wird mit der bloßen Bekämpfung nichts erreicht; es müssen zugleich positive religiöse Werte vermittelt werden, und dazu dürfte der Antiklerikale Bund nicht in der Lage sein. Deshalb dürfte er durch seine Tätigkeit nicht allzuviel erreichen.

Candelaria (Brasilien). Becker.

Lateinamerikanischer Protestantenkongreß in Havanna.

Zweimal schon trafen sich die Führer der protestantischen Missionsarbeit in Lateinamerika auf internationalen Kongressen, das erste Mal in Panama, das zweite Mal in Montevideo. Im Juni dieses Jahres trat man in Havanna, der Hauptstadt Kubas, zusammen. Aber dieser dritte lateinamerikanische Protestantenkongreß trug ein anderes Gepräge wie seine beiden Vorgänger. Waren früher die nordamerikanischen Missionare und Missionsbehörden tonangebend gewesen, so lag die Führung jetzt im wesentlichen in den Händen der lateinamerikanischen Protestanten selber. Wir beobachten also in Lateinamerika dasselbe Streben nach Selbständigkeit wie in anderen Missionsgebieten.

Die Lage der Kongreßstadt brachte es naturgemäß mit sich, daß die größte Zahl der Abgeordneten aus den Ländern um das Caribische Meer herum und von den Inseln kam. Mexiko hatte die zahlenmäßig stärkste Abordnung geschickt; Venezuela und Kolumbien waren zum ersten Male vertreten; Brasilien hatte Professor Erasmo Braga geschickt, der auch schon an der Weltmissionskonferenz auf dem Oelberg teilgenommen hatte und von Havanna zur Missionskonferenz in Williamstown fuhr. Sein Bericht, den er in den brasilianisch-protestantischen Blättern veröffentlichte, liegt diesen Mitteilungen zugrunde.

Sowohl die kubanische Regierung als auch die Landespresse und die großen nordamerikanischen Zeitungen widmeten dem Kongreß gebührende Aufmerksamkeit.

Der Kongreß nahm die Botschaft der Jerusalemer Weltmissionskonferenz an und empfahl eine Intensivierung der evangelischen Werbearbeit. Besondere Aufmerksamkeit widmete er der religiösen Erziehung, die in Sonntagsschulen und Jugendvereinen zu treiben ist. Die in Lateinamerika erscheinenden evangelischen Blätter, die evangelischen Verlage und Buchhandlungen sollen in einer umfassenden Organisation vereinigt werden, um die Wirkungsmöglichkeiten des evangelischen Schrifttums zu erhöhen und seinen Ausbau zu erleichtern. Schließlich wurde die Gründung eines lateinamerikanischen Kirchenbundes nach dem Muster der großen nordamerikanischen und europäischen Kirchenbünde ins Auge gefaßt. In diesen Bund hofft man auch die evangelischen Kirchen Spaniens und Portugals einbeziehen zu können. Bis 1932, wo die Sonntagsschulweltkonferenz in Rio de Janeiro tagt, hofft man die Gründung des Kirchenbundes verwirklichen zu können. Von solch einer Zusammenfassung der Kräfte verspricht man sich einen geistigen und religiösen Aufschwung der lateinamerikanischen Völker. An die spanische Regierung wurde eine Eingabe bezüglich der Religionsfreiheit in Spanien gerichtet.

Wie man sieht, ist man auf dem Kongreß großzügig vorgegangen; möchte man über allem Organisieren nicht das Herzstück der christlichen Botschaft vergessen.

Candelaria (Brasilien). Becker.

Umschau.

Das Rheinland ist frei. Als vaterländisch gesinnte Deutsche freuen wir uns darüber von Herzen. Jahrelang habe ich in enger Verbindung mit einem Teil des von den Franzosen besetzten Gebietes gestanden. Zu vielen Malen habe ich, auch in den ersten Jahren der Besetzung, drüben geweilt und mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört, was dort vorging. Wer sollte nicht von Herzen dafür dankbar sein, daß diese Zeit der größten Schmach vorüber ist? Aber es ist doch nicht nur die Erinnerung an das Saargebiet, das sein Leiden noch weiter tragen muß, was uns die Freude trübt. Vielmehr bedrückt uns aufs schwerste der Gedanke an die ungeheuren Opfer, mit denen der Abzug der Franzosen erkauft ist. Was wird werden, falls das arme Deutsche Reich diese Opfer nicht zu leisten vermag? Die Stimmen mehren sich, die es aussprechen, daß niemand recht zu übersehen vermag, ob Deutschland die ungeheuren Leistungen des Youngplanes wird aufbringen können oder nicht. Frankreich aber ist ein unerbittlicher Gläubiger. Kann es zweifelhaft sein, daß es auch vor einem neuen Einmarsch in deutsches Gebiet nicht zurückschrecken wird, wenn Deutschland den im Youngplan übernommenen Verpflichtungen nicht zu genügen vermag? Hier liegen die Sorgen, die bei uns keine rechte und helle Freude aufkommen lassen, auch wenn wir an den Abzug der Franzosen und das Ende der Fremdherrschaft im teuren Rheinland denken. Gott gebe, daß nie wieder ein französischer Soldat den Boden deutschen Landes betritt!

Sollte es angebracht sein, im Zusammenhange mit der Rheinlandbefreiung auf Briands Paneuropa-Pläne zu sprechen zu kommen? Vielleicht bringt uns die Folgezeit eine Situation, in der wir eingehender von diesem Schachzug des vielgewandten, listenreichen Diplomaten reden müssen. Heut ist dazu noch nicht die Zeit. Von hohem Interesse aber ist, daß vom ersten Augenblick an, in dem Briand seinen Plan zur öffentlichen Erörterung stellte, die nüchternen, kritischen Stimmen nicht gefehlt haben. Die Gesamtlage ist doch schon anders geworden als in der Zeit, die unmittelbar der Beendigung des Weltkrieges folgte. Damals beherrschten die Ideologen so gut wie ganz das Feld. Die anderen mußten bei der ungeheuren Woge der Völkerbundsbegeisterung zur Seite stehen. Die Ideologen sind nun freilich nicht ausgestorben. „Paneuropäer" gibt es und wird es wahrscheinlich auch in Zukunft geben. Aber auch viele Deutsche, Angehörige dieser gutgläubigen, idealistisch gestimmten, ein wenig träumerisch veranlagten Nation, begreifen jetzt, daß Briands Pläne, so laut sie die Beglückung Europas und der Welt als ihr Ziel verkünden, im letzten Grunde nichts anderes sind als ein diplomatisches Kunststück. Der Paneuropa-Plan will natürlich Frankreichs Stellung sichern, wie sie durch den Frieden von Versailles und die anderen sogenannten Friedensverträge mit den unterlegenen Staaten geschaffen ist. Das ist ja die wundervolle Lage, in der Frankreich sich befindet, daß es „Frieden" sagen kann, wo es Herrschaft Frankreichs meint. Sobald das deutsche Volk, entrechtet und geknebelt, in seinem Bestande gemindert, in unmögliche Grenzen gebannt, in seiner auf die Dauer völlig unerträglichen und unmöglichen Lage auch nur das geringste Anzeichen von Unzufriedenheit gibt, wird es der Unfriedfertigkeit und der Ruhestörung bezichtigt. Frankreich aber, das Europa beherrscht, will den „Frieden"; freilich einen Frieden, bei dem Deutschland zerschlagen am Boden liegt und Frankreich triumphiert. Nichts anderes will auch Briands Plan. Wenn Deutschland diesem Plan nicht mit Begeisterung folgt, wird es wiederum des Mangels an friedfertiger paneuropäischer Gesinnung bezichtigt werden. Aber es steht zu hoffen, daß der Plan scheitert, ganz gleich, wie Deutschland sich stellt. England und Italien werden Briand im Wege stehen.

*

Inzwischen lebt Deutschland politisch buchstäblich von der Hand in den Mund. Es quält sich, nur um gerade nicht zugrunde zu gehen. Niemand weiß, wie sein Geschick in den nächsten Jahren sich gestalten soll. Es ist ein schönes Wort

Stresemanns, daß die ruhmvolle Geschichte uns das Recht auf den Glauben an die Zukunft gibt. Aber es ist unsagbar schwer, diesen Glauben aufrechtzuerhalten in einer Zeit, in der jede Woche den Zusammenbruch der deutschen Wirtschaft, vor allem der deutschen Staatsfinanzen bringen kann. Die Regierung Brüning hat zwar keineswegs durchweg geschickt manövriert. Aber sie hat immerhin eine gewisse Energie gezeigt. Das ist schon viel wert. Die ungeheure, täglich durch Neubildung von Parteien sich steigernde Verworrenheit im deutschen politischen Triebwerk kann nur noch durch Energie gebunden werden. Ohne eine starke Regierung ist die allgemeine Auflösung unaufhaltsam. Zurzeit tritt das finanzielle Problem in den Vordergrund. Von seiner Lösung hängt es ab, ob das Deutsche Reich überhaupt lebensfähig bleibt. Unter diesen Umständen wird man Steuervorlagen der Regierung mit anderen Augen ansehen müssen als sonst. Ueber das Notopfer habe ich bereits in der vorigen Umschau das Erforderliche gesagt. Es bleibt auch in der neuen Form, die es inzwischen angenommen hat, sehr angreifbar. Es hat furchtbare Härten zur Folge, die sich in manchen Fällen böse auswirken können. Es wäre dringend zu wünschen, daß es gelänge, ihm eine noch besser ausgeglichene Form zu geben. Aber die Lage ist so, daß unter allen Umständen Geld beschafft werden muß. Man wird daher manches in Kauf nehmen müssen, was in ruhigeren Zeiten undenkbar gewesen wäre. Freilich, die Erinnerung redet eine deutliche Sprache. Wohin sind wir gekommen! Was ist einstmals um das bißchen Erbschaftssteuer gekämpft worden! Ein Bülow mußte darüber fallen, der Regierungsblock auseinanderbrechen. Und das war damals eine andere Sache als jetzt. Heute heißt's: Geld aufbringen, damit Deutschland nicht völlig zugrunde geht. Hoffen wir, daß in irgendeiner Form die Sanierung der Reichsfinanzen gelingt! Davon hängt alles weitere ab.

*

Im Vordergrunde des kirchlichen Interesses standen die Gedächtnisfeiern der Augsburgischen Konfession. Im ganzen evangelischen Lande sind solche begangen worden. Wahrscheinlich wird auch in jeder Landgemeinde irgendwie in der Predigt davon gesprochen worden sein. Die Stadtgemeinden haben zum Teil große Veranstaltungen gehalten. In Breslau ist die riesige Jahrhunderthalle wieder ganz gefüllt gewesen und noch eine zweite Versammlung notwendig geworden. Das alles zeugt von starkem kirchlichem Interesse. Wir sind in dieser Hinsicht sicherlich vorangekommen. Die gewichtigste Feier war die des Deutschen Evangelischen Kirchenbundes, der durch den Kirchentag vertreten war, in Augsburg selbst gehalten. Denkt man ein wenig näher nach, so sieht man ohne weiteres, daß diese Feiern mit gewissen Schwierigkeiten verbunden waren. Der Kirchenbund mit 28 Landeskirchen, deren größte die Union hat, und zu denen auch reformierte Kirchen gehören, feiert die Confessio Augustana. Die von der Landeskirche abgetrennte Evangelisch-altlutherische Kirche in Preußen hat nicht mitgetan. Sie hat ihre eigene Feier gehalten. Darin lag eine Demonstration gegen die Union, über die man sich nicht einmal sehr wundern kann. Denn ohne die nachdrückliche Stellung gegen die Union würde diese Kirche keine Existenzberechtigung haben. Die lutherischen Landeskirchen aber haben mit den unierten und reformierten zusammen gefeiert. Das war würdig und schön. Sie haben in Augsburg die Grüße von evangelischen Kirchen aller Länder entgegengenommen, auch von nicht lutherischen Kirchen. Der Bund der evangelischen Kirchen Amerikas hat gegrüßt. Die protestantischen Kirchen Frankreichs haben — man denke! — brüderliche Grüße gesendet. Im Namen der Reichsregierung hat der reformierte Reichsminister D. Dr. Bredt Grüße ausgesprochen und dabei auch angedeutet, daß es sich nicht bloß um die Feier der unveränderten Augsburgischen Konfession handeln könne. Manches einzelne Wort, das gesprochen worden ist, mag entschiedenen Lutheranern vielleicht nicht ganz angenehm geklungen haben. Um so dankenswerter ist es, daß die Gemeinsamkeit der Feier zustandegekommen und daß sie in dieser Weise durchgeführt werden konnte. Irgendwelche ins Gewicht fallende Störung war nicht zu verzeichnen. Auch die zu mehr als vier Fünfteln katholische Be-

völkerung Augsburg verhielt sich musterhaft. Man hatte sogar den Eindruck, daß sie an den Veranstaltungen in gewissem Grad teilnahm. Zweifellos hat sie teilgenommen an dem großen historischen Festzug, der am Sonntag vor der Feier des Kirchenbundes (22. Juni) in den Straßen von Augsburg zu sehen war. Die Begrüßung, die der Oberbürgermeister von Augsburg, selbst Katholik, im Namen der Stadt dem Deutschen Evangelischen Kirchentag in dem wunderbar herrlichen Goldenen Saal des Augsburger Rathauses zuteil werden ließ, war ebenso freundlich wie taktvoll. Die Antwort des Freiherrn von Pechmann entsprach dieser Begrüßung in allen Stücken aufs beste. So können wir uns nur freuen, daß eine Feier der Augsburgischen Konfession in einem ganz überwiegend katholischen Ort unter Beteiligung lutherischer, unierter und reformierter Kirchen in voller Harmonie gehalten werden konnte.

Man soll die Bedeutung solcher Feiern gewiß nicht überschätzen. Aber es liegt doch keine Veranlassung vor, sie irgendwie verächtlich zu behandeln. Sie haben, von allem anderen abgesehen, symbolische Bedeutung. Sie wirken auf die Masse. Diese Feier hat die gesamte deutsche evangelische Kirche als eine (wenn auch „ideale") Einheit gezeigt. Das war wirksam und förderlich. Wir haben Ursache, uns dessen zu freuen.

*

Die Bedeutung des Deutschen Evangelischen Kirchentages, der sich an die Augsburger Feier anschloß, der aber im evangelischen Nürnberg gehalten wurde, tritt demgegenüber zurück. Er hat eine Kundgebung für die „rechte Kirchlichkeit" erlassen. Er hat die Christenverfolgung in Rußland zum Anlaß einer Entschließung genommen. Er hat eine gewaltige Kundgebung auf dem Nürnberger Hauptmarkt veranstaltet, die allen Teilnehmern unvergeßlich bleiben wird. Eine evangelische Massenversammlung in einer riesigen Halle litt freilich darunter, daß der Vortrag über die Köpfe hinwegging. Im übrigen hat der Kirchentag die notwendigen Geschäfte erledigt, die neuen Wahlen zum Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß getätigt und die erforderlichen finanziellen Beschlüsse gefaßt. Von kleinen Zwischenfällen, die der religiös-sozialistische Pfarrer Eckert verursachte, wird wahrscheinlich in der Presse noch die Rede sein. Der Kirchentag hat diesen religiösen Sozialisten zu der Entschließung über die Kirche nicht zu Wort kommen lassen. Ein großer Teil der Mitglieder hat das bedauert und dieses Bedauern in einer Erklärung zum Ausdruck gebracht. Auch ich schließe mich diesem Bedauern an. Aber verständlich war doch auch die Haltung der Mehrheit. Denn als Pfarrer Eckert zum Thema Christenverfolgung in Rußland das Wort nahm, hat er so gesprochen, daß man selbst von seiten seiner eigenen Freunde aus eigentlich nur bedauern kann, daß er überhaupt gesprochen hat. Einen größeren Schaden konnte die religiös-sozialistische Bewegung sich nicht zufügen, als daß sie in diesem Vertreter auf dem Kirchentag erschien. Unlogische und unbegründete Anklagen schärfster Form können doch nicht das einzige sein, was diese Bewegung bei solcher Gelegenheit zu bieten hat. Zu sachlicher Auseinandersetzung aber mit einem Redner, wie Eckert es ist, bietet sich gar keine Möglichkeit. Schmerzlich blieb es freilich, daß durch diese Episode die Stimmung im Kirchentag nicht unwesentlich beeinflußt wurde. Als Gesamteindruck bleibt aber der, daß die im Kirchenbund vollzogene Einigung der deutschen evangelischen Kirchen sich weiter gefestigt hat und wir volles Vertrauen auf ihre Dauer haben dürfen.

Breslau. D. M. Schian.

Lesefrucht.

„Bekenntnis ist heute ein abgegriffenes Wort. Damals (1530) aber bedeutete es die Bereitschaft, das Leben für den Glauben zu lassen."

Prof. D. v. Walter-Rostock
in seinem Aufsatz: „Der Reichstag zu Augsburg" im Luther-Jahrbuch 1980. S. 90.

Zur Umschau.

Am 25. Juni verstarb Professor Propst D. Hoffmann in Breslau im Alter von 70 Jahren. Der Verstorbene, der eine hervorragende Rolle im kirchlichen Leben seiner Provinz spielte, war eines der ältesten Mitglieder im Zentralvorstand des Evangelischen Bundes und lange Jahre Vorsitzender des schlesischen Hauptvereins. Er war ein ganz besonderer Kenner der schlesischen Kirchen- und Reformationsgeschichte und wirkte u. a. auch als Honorarprofessor für Kirchengeschichte an der Universität Breslau. Aus seinen zahlreichen Forschungen zur Geschichte des evangelischen Kirchenliedes ist seine Arbeit über die bekannte „Rabenaasstrophe", in der er deren historische Unhaltbarkeit nachgewiesen hatte, weiteren Kreisen bekannt geworden.

Ehrenpromotionen anläßlich des Augustanajubiläums. Anläßlich des Augustanajubiläums wurden eine Reihe Ehrenpromotionen vollzogen, von denen wir die uns besonders interessierenden hier aufführen:

Die theologische Fakultät Jena promovierte ehrenhalber Herrn Oberkonsistorialrat Lic. Th. Heckel (Berlin); Berlin: Prof. Dr. Smend (Berlin); Marburg: Kreispfarrer Liz. Bachmann (Kassel); Königsberg: Konsistorialrat B. Ankermann (Königsberg); Kiel: Pfarrer W. Schubring (Berlin); Erlangen: Oberkirchenrat Ruedel (Ansbach), Oberkirchenrat Meiser (München), Kirchenrat Weigel (Nürnberg), Stadtpfarrer Dorn (Erlangen), Pfarrer Dr. Fendt (Berlin); Greifswald: Vizepräsident Waßner (Magdeburg), den Vorsitzenden der Gesellschaft für evangelische Pädagogik; Halle: Generalsuperintendent Eger (Magdeburg), Sup. Brinkmann (Halberstadt), Sup. Danneil (Magdeburg), Liz. Pfennigsdorf (Dessau); Bonn: Liz. Ohl (Langenberg).

Der Vorsitzenden des Deutsch-evangelischen Frauenbundes, Frau Paula Müller-Otfried, ist von der Universität Göttingen der D. theol. ehrenhalber verliehen worden.

Die Deutsche evangelische Seemannsmission hat nach langen Bemühungen mit Unterstützung öffentlicher und privater Stellen den Aufbau eines großen Seemannsheims in Altona vollendet.

In Frankfurt a. M. hat man nach langen Vorbereitungen zum ersten Male den Versuch unternommen, eine auf dem Boden der Gemeinschaftsbewegung stehende Gemeinde als Personalgemeinde der Landeskirche einzugliedern.

Das kirchliche Auslandsseminar in Ilsenburg veranstaltet vom 23. bis 29. September d. Js. einen Lehrgang für evangelische Auslandsarbeit, der für junge Geistliche und Kandidaten bestimmt ist, die besonderes Interesse für die kirchliche Auslandsarbeit haben und unter Umständen geneigt sein würden, selbst in den Auslandsdienst zu treten. Den Teilnehmern wird Verpflegung und Unterkunft kostenlos gewährt. Anfragen und Anmeldungen bei Direktor Liz. Krieg, Kirchliches Auslandsseminar in Ilsenburg a. Harz.

2. Oesterreich und Nachfolgestaaten.

Gemeindenachrichten. In Dornbirn (Vorarlberg) wurde am 12. Mai der Grundstein zu einer evangelischen Kirche gelegt. Die neuerbaute Kirche in Reith bei Annaberg (N.-O.) wurde am 15. Juni eingeweiht.

In Schwadorf (Nieder-Oesterreich) wurde erstmals evangelischer Gottesdienst gehalten.

Persönliches. In der neugegründeten Pfarrgemeinde Weiz (Stmk.) wurde der dort seit fünf Jahren wirkende Vikar Sperb zum Pfarrer gewählt; in Gröbming (Stmk.) an Stelle des Pfarrers Scheiderbauer Kandidat Leopold Achberger; in Zlan (Kärnten) Vikar Hirzler aus Wien. — Zum Senior des Oberländer Seniorats in Kärnten wurde Pfarrer Reinhard Bünker in Trebesing gewählt.

Die „Reform" der österreichischen Benediktinerklöster. Zu unserem Aufsatz („Wartburg", Heft 5) stellen wir richtig, daß die österreichischen Benediktinerabteien, dreizehn an der Zahl, künftig nicht zwei, sondern eine Kongregation bilden. Seckau bleibt, wie bisher, in der Beuroner Kongregation. Der Schottenabt Amand Opitz, der nicht nur von seiner Abtswürde, sondern auch von der des Vorsitzenden der Kongregation von der Unbefleckten Empfängnis zurücktrat, verläßt sein Kloster, um seinen Lebensabend bei den Barmherzigen Brüdern in Hütteldorf zu verbringen. Wer die Verhältnisse kennt, versteht die Bedeutung dieser kurzen Mitteilungen.

Die Jubelfeier des Vereins für das Deutschtum im Auslande, die in den Pfingsttagen zu Salzburg stattgefunden, war, wie zu erwarten war, eine würdige, machtvolle Kundgebung des sich seiner Zusammengehörigkeit mit allen seinen Vorposten bewußten einigen und geschlossenen Deutschtums. Ein kleiner Zwischenfall, den wir einzig und allein in der „Frankfurter Zeitung" (432) vermerkt finden, erfordert eine kleine Anmerkung — allerdings nicht in dem Sinn der „Frankf. Ztg." Diese nennt die Rede des Wiener Philosophieprofessors Dr. Eibl eine „Entgleisung". Eibl ist sehr eifriger Katholik, Mitarbeiter des „Neuen Reichs", in dem er verdienstlicherweise eine wackere Klinge schlägt, z. B. gegen die belgischen Verleumder, oder gegen den bekannten Herrn Mönius, was gerade an dieser Stelle sehr zu begrüßen ist. Dr. Eibl nannte in einer Rede die Friedensverträge unsittlich, da sie im Widerspruch mit den Friedensverhandlungen stehen und somit rechtsunwirksam. Aber solche Binsenwahrheiten darf man anscheinend heute nicht sagen, und so wies der frühere Reichskanzler Marx in seiner Ansprache am Pfingstmontag, „offenbar in Uebereinstimmung mit der Leitung", wie die „Frkf. Ztg." meint, die Auffassung Eibls ausdrücklich ab. Die Frankfurterin knüpft daran den Wink mit dem Zaunpfahl, die Leitung des VDA. solle sich bei der Auswahl der Redner zu einer *noch* schärferen Kontrolle entschließen.

Es mag sein, daß solch ein Verein, wenn er groß geworden ist, und wenn es ihm gelungen ist, die Gönnerschaft hoher Stellen zu finden, nicht mehr so ungebunden ist wie zuvor. Aber wir können uns nicht helfen: früher — solange allerdings Exzellenz Marx noch nicht die Tagungen des VDA. besuchte — war's schöner. Und wenn der VDA. nicht mehr soll sagen dürfen, daß die Friedensverträge, zu denen Wilson müdegekämpfte Völker unter erlogenen Versprechungen eingefangen hat, unsittlich sind — ja, wer soll das denn dann sagen dürfen?

Die reformierte Kirche in Ungarn hat auf ihrer soeben abgehaltenen Synode ihre Kirchenverfassung einer Durchsicht unterzogen und den neuen Entwurf nach neuntägiger Beratung angenommen. Die presbyterial-synodale Grundlage und das bewährte Zusammenwirken von Theologen und Laien auf sämtlichen Stufen des kirchlichen Lebens wurde beibehalten, die in der alten Verfassung fehlende Bekenntnisbindung ausdrücklich eingeführt (zweites helvetisches Bekenntnis und Heidelberger Katechismus). Das kirchliche Wahlrecht (Frauen wie bisher nur im Fall gemischter Ehe) ist künftig geknüpft an ausdrückliches Ansuchen; Reversgeber sind ausgeschlossen. Kirchliche Vereine sind an kirchenbehördliche Genehmigung gebunden und kirchlicher Ueberwachung unterworfen. In den Aufbau der Verfassung werden neu eingefügt der Senioral- und der Distriktualrat (= Synodalausschuß im Kreis und im Bischofssprengel), während bisher alle Geschäfte den betr. Konventen (= Synoden) überlassen waren. Alle Amtsträger (natürlich mit Ausnahme der Pfarrer) werden für zwölf Jahre gewählt. Nur mit Bedenken wurde der Bestimmung, daß der Bischof auch aus einem fremden Distrikt geholt werden kann, beigepflichtet; er muß dann ein Pfarramt innerhalb seines neuen Distrikts suchen und finden. Bei der Bemessung der Wahlstimmen entscheidet nicht nur, wie bisher, die Seelenzahl der Gemeinde, sondern auch die geldlichen Leistungen. Großstädtische Gemeinden, die wenigstens in zehn neue selbständige Gemeinden geteilt werden können, können sich als besondere Seniorate auftun.

Synode der deutschen evangelischen Kirche in Südslawien. Gemäß dem neuen Protestantengesetz, das das Verhältnis der protestantischen Kirchen zum Staat regelt und Richtlinien für die Kirchenverfassung gibt, trat die Synode der deutschen evangelischen Kirche vom 11.—13. Juni zu ihrer vierten Tagung in Neuwerbas (Batschka) zusammen und arbeitete ihren Kirchenverfassungsentwurf entsprechend um. Die Kirchenverfassung ist dadurch straffer und einfacher geworden, die einheitliche Entwicklung und geschlossene Kraft der weit entfernten und verschiedenartigen Landesteile ist damit nach Möglichkeit gewährleistet. Die Landeskirche besteht aus Senioraten, diese aus den Gemeinden. An der Spitze steht der auf Lebensdauer von den Gemeinden gewählte Bischof und der auf zwölf Jahre gewählte weltliche Landeskirchenpräsident. Auf allen Stufen ist die volle Gleichberechtigung des geistlichen und weltlichen Elementes vorgesehen. Die besondere Aufgabe dieser Synode war es, gegenüber dem im Protestantengesetz festgelegten Aufsichtsrecht des Staates und der völligen Verstaatlichung des gesamten Erziehungswesens die Unabhängigkeit der

Kirche und ihr Recht auf die religiöse Erziehung der Jugend zu sichern. Erst nach der Gutheißung durch die Regierung und nach der Sanktion durch den König kann die Verfassung in Kraft treten.

Die Kirchensprache in Kroatien. Wie seinerzeit an dieser Stelle berichtet wurde, begehrten die Kroaten (die wohl zu 98 Prozent römisch-katholisch sind) die Verwendung der Muttersprache im Gottesdienst, die ihnen auch von Rom zugesagt wurde. Jetzt ist das kroatische Ritual ausgearbeitet und vom Papst genehmigt worden, die Sakramente dürfen in ganz Südslawien (d. h., soweit Kroaten wohnen) überall, wo es gewünscht wird, in der Muttersprache gespendet werden. — Dieses außerordentliche Entgegenkommen war vor einigen Jahren, als zuerst davon die Rede war, als Abwehrmaßregel gemeint: man wollte der Anziehungskraft der nationalen orthodoxen Kirche begegnen. Heute ist diese Gefahr nicht mehr brennend, da die politischen Vorgänge zwischen die orthodoxen Serben und die katholischen Kroaten eine Feuerzone glühenden Hasses gelegt haben. Aber das Zugeständnis wird doch auch dazu beitragen, das streng national gesinnte kroatische Volk wieder fester an Rom zu binden.

3. Ausland.

Italien. Die „Casa Materna", ein evangelisches Waisenhaus in Portici, feierte jüngst das 25. Jahresfest. Von allen Seiten liefen Glückwünsche ein: vom König, vom Herzog von Aosta, von Ministern und Staatsmännern, auch vom Minister für Volkserziehung. Auch der Kardinal-Erzbischof Ascalesi von Neapel durfte nicht fehlen und schrieb einen haßerfüllten Hirtenbrief gegen das abscheuliche Attentat auf den Glauben unseres Volkes, gegen die Bemühungen der protestantischen Sekte um Ausbreitung ihrer Lehren in der Stadt, wo man doch das Evangelium nicht braucht, da hier mit unaufhörlichen Wundern das Blut des hl. Januarius flüssig wird. „Der Protestantismus ist die ärgste aller Ketzereien. Er richtet sich nicht nur gegen den einen oder anderen Glaubenssatz, er greift nicht nur den oder jenen Teil der katholischen Glaubenslehre an, sondern er wendet sich gegen alle Lehren und Glaubenssätze der Kirche. Er hat in sich alle vorhergegangenen Ketzereien zusammengefaßt und noch den Grundsatz der freien Forschung hinzugefügt, der das ganze unfehlbare Lehramt der Kirche erschüttert und jeder Offenbarung die Grundlagen raubt. Die Priester werden „sub gravi" ermahnt, der Ketzerei überall scharf entgegenzutreten; die Gläubigen werden an die Exkommunikation erinnert, die alle Eltern oder Erzieher treffen solle, die ihre Kinder solchen Anstalten anvertrauen. In der großen Oeffentlichkeit hat der Hirtenbrief einen sehr ungünstigen Eindruck gemacht.

Das immer wieder hinausgeschobene päpstliche Konsistorium hat, obgleich eine ganze Reihe von Kardinalssitzen schon länger erledigt war und immer wieder gelegentlich der Tod eine neue Lücke reißt (wie jetzt eben wieder durch den Tod des greisen Vannutelli), nur fünf Kardinalsernennungen gebracht, und zwar wurden lauter Romanen bedacht: drei Italiener, ein Lateinamerikaner und ein Franzose. Die Erkorenen sind: Der Titular-Erzbischof Marchetti-Selvaggiani, Sekretär der Propaganda; Titular-Erzbischof Serafini, Sekretär der Konzilskongregation; Titular-Erzbischof Rossi, Beisitzer der Konsistorialkongregation; der neue Erzbischof Leme di Siveiracintra von Rio de Janeiro und der Bischof Lienart von Lille. Es muß doch eine schwierige Sache sein, alle die einander widerstreitenden Ansprüche auf die roten Hüte auszugleichen. — Das Kardinalskollegium hat jetzt 63 Mitglieder; davon sind 31 Italiener, 7 Franzosen, 4 Spanier, 1 Portugiese, 1 belgischer Wallone, 1 lateinischer Südamerikaner (= 45 Romanen), 4 Reichsdeutsche, 2 Oesterreicher, 1 Holländer, 1 Engländer (= 8 germanisch-angelsächsischen Stammes), 2 Polen, 1 Tscheche (= 3 Slawen), 1 Madjare, 1 keltischer Ire, 4 koloniale Nordamerikaner und 1 Kanadier (unter den letzteren, den Namen nach zu schließen, zwei keltischer, einer englischer, einer deutscher und einer französischer Abstammung).

Polen. Auf höchst sonderbaren Wegen wandelt anscheinend wieder das unter der Leitung des Herrn D. Bursche stehende Warschauer Konsistorium. Man hat nämlich dort eine, wohl noch zu Recht bestehende, jedenfalls aber längst in Vergessenheit geratene Bestimmung des alten Kirchengesetzes aus der Russenzeit ausgegraben, wonach im Falle ernstlicher Mißhelligkeit zwischen einem Pfarrer und seiner Gemeinde eine Gemeindeabstimmung darüber zu entscheiden hat, ob ihr rechtmäßig gewählter und ordnungsmäßig eingesetzter Pfarrer seines Amtes entkleidet

werden soll. Diese Bestimmung ist jetzt in zwei Fällen angewandt worden, davon sicher in einem Falle ausschließlich zu dem Zwecke, einen sich unerschrocken zum deutschen Volkstum bekennenden Pfarrer mit Hilfe einiger vom Konsistorium beeinflußter Schreihälse aus seinem Amt und seiner Gemeinde zu verjagen. Die Absicht ist allerdings mißlungen, die betr. Gemeinde hat mit 75 v. H. ihrem Seelsorger das Vertrauen ausgesprochen. Aber man wird wohl bald im Warschauer Konsistorium merken, mit welchem Feuer man da gespielt hat. In Zeiten einer derartigen Zuspitzung der nationalen Gegensätze, wie man sie in Kongreßpolen innerhalb der evangelischen Gemeinde heute erlebt, wird es sich kaum vermeiden lassen, daß auch deutsche evangelische Gemeinden gegen ihre Pfarrer zu der Waffe greifen, die ihnen das Warschauer Konsistorium so schön geschliffen hat. Und schon fragt die Lodzer „Freie Presse" (1. 6.): „Wenn schon das Konsistorium auf dem Standpunkt des Plebiszits steht, warum fängt es dann nicht von oben an? Wir warten bereits seit dem Jahre 1920 darauf, daß über das weitere Verbleiben des jetzigen Konsistoriums eine allgemeine Abstimmung aller evangelisch-lutherischen Gemeinden Kongreßpolens stattfinde. Was dem einen recht ist, muß dem andern billig sein." Gegen diesen Schluß ist nichts einzuwenden.

Brasilien. Die Riograndenser Synode hielt ihre Tagung vom 10.—12. Mai in S. Leopoldo ab, dem nunmehrigen Sitz der Synode und der Seminare. Die Tagung war gut besucht; u. a. waren anwesend Propst Funke, Generalkonsul Dr. Walbeck, Direktor Kramer als Vertreter des Lehrervereins und der Vertreter des Intendenten (Bürgermeisters) von S. Leopoldo. Auf bemerkenswerter Höhe standen das Kirchenkonzert und der von den Seminaren und der evangelischen Schule veranstaltete Familienabend mit den Chören, Volkstänzen und rhythmischen Uebungen. Die Verhandlungen der Synode und der Pastoralkonferenzen verliefen glatt; zu erwähnen ist der Beschluß, sich an der Jubiläumskollekte des Gustav Adolf-Vereins 1932 zu beteiligen, der Augsburgischen Konfession zu gedenken, den Einwanderungstag zu feiern (25. Juli) und die Kreissynoden zu Bezirks-Kirchentagen auszugestalten. Die Aussprache über das Verhältnis der Synode zum Verband der Kolonievereine (Bauernvereine), der 1929 gegründet wurde, und über Raiffeisenkassen waren sehr angeregt; die Binnenwanderung wurde der Aufmerksamkeit der Pfarrer anempfohlen; man hofft, daß die jetzt einwandernden Deutschrussen unsern Gemeinden ein wertvoller Zuwachs sind.

Zur Synode gehören 322 Gemeinden mit 27 672 Familien und 152 179 Seelen. 93 Pfarrer stehen im Dienst der Synode; ihre Zahl genügt den wachsenden Anforderungen nicht. 5972 Kinder wurden getauft, 3717 konfirmiert; 1051 Trauungen, 1391 Beerdigungen fanden statt, 32 973 Personen nahmen an den Abendmahlsfeiern teil. Für synodale Zwecke wurden 40 850 Milreis (etwa 20 425 RM.) aufgebracht, weniger als im Voranschlag erbeten worden war. Hier liegt noch ein großes Arbeitsfeld vor, so erfreulich auch die Gaben für gesamtkirchliche Zwecke gestiegen sind. Die Pensionskasse, 1922 gegründet, verfügt über ein Eigenkapital von 117 000 Milreis = 58 500 RM. Das Sonntagsblatt mit dem „Bilderboten" als Beilage geht wöchentlich in 4500 Stück hinaus, das Verteilblatt „Evangelisches Volksblatt" monatlich in 5000 Stück; der Kalender soll dieses Jahr in 8000 Stück erscheinen, auch ein Kinderblatt wird erscheinen. Die Schriftenvertriebsstelle der Synode hat monatlich einen Umsatz von 1000 RM. In den Seminaren sind über 100 Schüler, in der höheren Mädchenschule „Evangelisches Stift" (verbunden mit Frauenschule) 74 Schülerinnen. Die neuen Gebäude für das Proseminar und das Stift sind bald im Rohbau fertig. Dem Präses steht jetzt ein Synodalvikar zur Seite.

Deutsch-protestantische Bücherschau.

Albrecht Saathoff, Pastor an St. Albani in Göttingen. Aus Luthers Coburg-Briefen. Luthers Kampf für die evangelische Sache in Augsburg. (Volksschriften des Evangelischen Bundes Nr. 26). Verlag des Evangelischen Bundes, Berlin W 10, 1930. 8°, 32 Seiten. Preis brosch. 0,50 RM., 10 Stck. 4,50 RM., 50 Stck. 21,25 RM., 100 Stck. 40,— RM.

Luther auf der Coburg in steter — ihm sehr oft zu langsamer — brieflicher Verbindung mit den Kampfgenossen auf dem Reichstage in Augsburg — in dieser Schrift ersteht sein Wirken für die evangelische Sache in dieser entscheidungsvollen Zeit wieder. Der Herausgeber bringt aus gründlichster Sachkenntnis eine Auswahl aus Luthers Briefen aus dieser Zeit. Da-

bei sind verschiedene ganz bekannte Briefe, die allenthalben abgedruckt sind, z. B. der bekannte Brief an seinen Sohn Hänschen oder der an Spengler mit der Deutung seines Wappens, ausgelassen, um Platz für andere unbekannte zu gewinnen. Kurze einleitende Bemerkungen über Anlaß und Zweck der Briefe verbinden die einzelnen Stücke. So entsteht hier in kurzen Zügen das Bild des Reformators auf der Coburg, wert, daß sich jeder Evangelische darein vertiefe. N.

Martin Luther, des Glaubens Trost und Trutz. Briefe von der Veste Coburg, Sommer 1530. Chr. Kaiser-Verlag, München, 1930. 145 S. Preis 3,20 RM.

Aus den insgesamt 115 uns erhaltenen Coburger Lutherbriefen hat Friedrich Wilhelm Hopf mit feinem Verständnis 70 ausgewählt. Man kann Augsburg in seiner Bedeutung nicht verstehen, und es würde dem Gesamtbild des Reformators ganz Wesentliches fehlen gerade ohne diese Lutherbriefe. Sie führen ebenso tief hinein in das Verständnis seiner gewaltigen Persönlichkeit und in die Not dieses einsamen Großen, wie in die entscheidende Rolle, die er trotz seines Ferngehaltenseins in den Augsburger Verhandlungen spielte. F.

Luther-Jahrbuch 1930. Jahrbuch der Luther-Gesellschaft, herausgegeben von Hauptpastor D. Th. Knolle-Hamburg. 223 Seiten. Chr. Kaiser-Verlag, München. Preis 7,50 RM.

Es war zu erwarten, daß das Jahrbuch der Luther-Gesellschaft für das bedeutsame Jahr 1930 Besonderes bringen würde. Aber die Erwartungen sind übertroffen. Diese dem Deutsch-evangelischen Kirchenbund zur Feier der Augsburgischen Konfession gewidmete Festgabe ist wirklich ein Festgeschenk hohen Ranges. Das gilt nach meinem Urteil vor allem für den vorzüglichen Aufsatz D. von Schuberts über „Luther auf der Coburg"; aber D. von Walters sorgfältige Darstellung des „Reichstags zu Augsburg", Vogelsangs Behandlung des „Confessio-Begriffs des jungen Luther" und die feinsinnige theologische Würdigung der „Augustana", die Rudolf Hermann ihr gegeben hat, stellen sich würdig daneben. Die Ausstattung, bei der auch der Bildschmuck nicht fehlt, ist besonders festlich. F.

Führer durch Luthers Land. Evangelischer Preßverband für Deutschland, Berlin-Steglitz, 1930. 48 Seiten Text, 32 Bilder. Preis 1,50 RM.

Ein guter Führer durch die luthergeweihten Städte und Stätten: Wittenberg, Torgau, Magdeburg, Nordhausen, Möhra, Erfurt, Eisenach, Wartburg, Halle, Eisleben, Coburg, Schmalkalden, Marburg, Worms, Augsburg, Nürnberg, Mansfeld. Hanna von Bosenstein hat sichtlich aus tiefer Liebe zur Sache den Text geschrieben, und die Auswahl der Bilder ist dadurch wertvoll, daß einmal nicht gerade das Landläufige geboten wird. Gut ist der Gedanke, jedem Einzelabschnitt für den einzelnen Ort gültige, kurze, praktische Weisungen voranzustellen über Gottesdienstzeiten, kirchliche Denkwürdigkeiten, neuere Schöpfungen der Kirche, Auskünfte und Führungen, empfehlenswerte Hotels. Zwei kleine Irrtümer sollten bei einer etwaigen neuen Auflage berichtigt werden: Die Kirche des Klosters Unser Lieben Frauen in Magdeburg (Text Seite 11) dient heute nicht dem römischen Bekenntnis, sondern ist trotz drohender Gefährdung evangelisch geblieben; und die Generalversammlung des Evangelischen Bundes findet nicht im Oktober, sondern vom 10. bis 14. September dieses Jahres in Coburg statt. F.

Egelhaafs Historisch-politische Jahresübersicht für 1929. Herausgegeben von Friedrich Neubauer. Stuttgart, Krabbe 1930. 292 S. 8 RM., geb 10 RM.

Im 22. Jahrgang erscheint nunmehr dieses Jahrbuch, das die wichtigsten Ereignisse eines Jahres kurz, klar und übersichtlich zusammenfaßt und dem, der es besitzt und benützt, viel mühseliges Nachsuchen in Zeitschriftenbänden und aufbewahrten Ausschnitten erspart. Wenn politisches Wissen ein Wissen um Tatsachen bedeutet, so haben wir hier ein ganz unentbehrliches Hilfsmittel vor uns. Drei Fünftel des Buches sind der deutschen Außen- und Innenpolitik gewidmet, aber auch das Ausland ist ausgiebig berücksichtigt, Indien, China usw. nicht vergessen. Ein besonders zu begrüßender Vorzug dieses Buches ist sein frühes Erscheinen. Der neue Jahrgang wird von einem neuen Herausgeber gezeichnet, der auf stärkere Objektivität den Nachdruck legen will. Objektivität gegenüber den Ereignissen, in denen wir selbst leben, leiden und arbeiten, gibt es natürlich nicht; was dabei herauskommt, ist eine stärkere Annäherung an die „mittlere Linie". Wir würden es als einen Verlust empfinden,

wenn die Klarheit und Frische, die dem früheren Herausgeber zur Freude vieler Leser eigen war, dahinter zurücktreten müßte. Hr.

Loesche, Georg, Professor, Hofrat, D., Dr., D.: Geschichte des Protestantismus im vormaligen und im neuen Oesterreich. Dritte, verbesserte, vermehrte, mit drei Karten und einer Notenbeilage versehene Auflage, XVI und 811 Seiten. Leipzig, Julius Klinckhardt. Preis 9,— RM.

Mit außerordentlicher Sach- und Quellenkenntnis, in flüssiger, zum Teil hinreißender Darstellung, der man die innerste Anteilnahme des Verfassers an seinem Stoff ständig abspürt, hat Loesche seine „Geschichte des Protestantismus in Oesterreich" geschrieben, die nunmehr in 3. verbesserter Auflage vorliegt. Das Buch ist für jeden, der sich mit den ernsten und schwierigen Fragen der Gestaltung der konfessionellen Lage in Oesterreich beschäftigt, eine wahre Fundgrube. Man freut sich gleichermaßen über die Fülle seiner Einzelheiten, wie über die Großzügigkeit der Gesamtdarstellung. Die Abgewogenheit des Urteils ist besonders zu rühmen. Wie viel richtiger wertet dieser beste Kenner der österreichischen Verhältnisse zum Beispiel die Arbeit des Evangelischen Bundes in der sogenannten Los von Rom-Bewegung, als das in unverständlicher Leichtfertigkeit Bornhak in seiner „Kriegsschuld" tut. Ganz besonders wertvoll erscheinen uns die dem Werke beigefügten Uebersichtskarten. F.

Evangelische Diaspora und Gustav-Adolf-Verein. Franz Rendtorff-Festschrift; zum Siebenzig-Jahr-Geburtstag des Vorsitzenden des Gustav-Adolf-Vereins herausgegeben von D. Bruno Geißler, Generalsekretär des Gustav-Adolf-Vereins. 455 Seiten. Preis gebunden 10,— RM.

In 32 Einzelaufsätzen ist hier ein Werk zusammengestellt, das weit über den Rahmen einer Gelegenheits-Festschrift hinaus Dauerbedeutung aufweist und bei aller Buntheit des Inhalts doch einheitlichen Charakter trägt. Da schreibt D. Dibelius-Berlin über Staat, Kirche und Kultur, eines der ernstesten Probleme der Gegenwart, D. Feine-Halle behandelt die Diasporaarbeit im Lichte des Neuen Testaments, D. Geißler-Leipzig behandelt aus der Fülle seiner Erfahrung die interessante Frage der Sekundär-Sprache und ihrer Bedeutung im religiös-kirchlichen Leben, D. Heckel-Berlin steuert sein Breslauer Referat über die deutsch-evangelischen Gemeinden in den Welt-Haupt- und -Handelsstädten bei, Kübel-Frankfurt geht in die Praxis der Arbeit mit seinen „nüchternen Betrachtungen über den Gustav-Adolf-Verein", D. Schian-Breslau weiß Feines zu sagen über die Diasporaarbeit in der Vorbildung des evangelischen Pfarrers, über die katholische Kirche und das Auslandsdeutschtum berichtet D. Schubert-Berlin, D. Stöckl-Wien erörtert kurz, aber gut die wichtige Frage: Sprechen konfessionelle Gründe gegen den politischen Wiederanschluß Oesterreichs an das Deutsche Reich? Kurzum: Das Ganze bietet eine Fülle von Fragen und Antworten, Problemen und Lösungen und wird deshalb dauernden Wert behalten. F.

E. F. Klein: Augustin. Ein Lebens- und Zeitbild. Berlin 1930, Deutsche-evangelische Buch- und Traktatgesellschaft. 347 Seiten. Preis 7,80 RM.

Das 1500-Jahrgedächtnis an den 28. August 430, den Todestag Augustins, hat eine reiche Augustinusliteratur besonders von katholischer Seite gezeitigt. Der Schwiegersohn Rudolf Kögels, dessen Andenken das Werk gewidmet ist, schreibt vom evangelischen Standpunkt aus. In frischer, lebendiger Darstellung gibt er ein Bild des Lebens des großen Kirchenvaters und ein Bild seiner Zeit. Das Theologische tritt zurück; dafür tritt aber das innere Ringen und Kämpfen, Suchen und Finden Augustins um so klarer in den Vordergrund, wobei mit besonderer Feinheit die Parallelen zu dem reformatorischen Erleben Luthers gezogen werden. F.

„Politische Predigten." Unter dem Gesichtspunkt der Ueberparteilichkeit gesammelt und herausgegeben von D. Wilhelm Schubring, Pfarrer in Berlin (Görlitz 1930. Huttenverlag. 128 S. brosch. 3 RM.)

Unter den vielen homiletischen Veröffentlichungen der Gegenwart ist diese wirklich zeitgemäß und notwendig. Die Aufgabe des Predigers gegenüber der politischen Lage ist heute ein Problem. Die Kirche soll überparteilich sein. Aber sie kann an den Dingen, welche das ganze Volk bewegen, nicht achtlos vorübergehen. Auch die Predigt muß bei sich darbietender Gelegenheit davon reden, sonst wäre sie weltfremd. Aber es muß in der rechten Weise geschehen. Das Vorwort von Schubring setzt diese Grund-

lagen der Gedanken auseinander. Dann folgen die Beispiele, wirklich gehaltene Predigten an Volkstrauertagen, bei Verfassungsfeiern und andern Gelegenheiten. Prediger verschiedener theologischer und politischer Richtungen haben Beiträge geliefert. Also Einseitigkeit ist ferngehalten. D. Kübel bietet eine Predigt zum Gedächtnis des Kaisers und eine Predigt zum Verfassungstage. Aber eins ist allen Predigern gemeinsam. Sie gehen nicht von ihrem politischen Standpunkt aus und tragen ihn in die Religion hinein, sondern sie gehen vom Evangelium aus und wollen von da aus die rechte Stellung zu den Forderungen und Aufgaben der politischen Gegenwart gewinnen. Nirgends findet sich darum in den Predigten einseitige Rechthaberei und Verdammung des andern Standpunktes, sondern das Bemühen, für die Anschauung des Andersdenkenden Verständnis zu erwecken und die verschiedenen Volksgruppen in versöhnlichem Geist näher zu bringen. Auf solchen Wegen wird die Predigt weitergehen müssen. Das würde unserm Volk helfen. — Das Buch ist auch bedeutungsvoll für die Entkräftung des oft erhobenen Vorwurfs, daß unsere Kirche doch nur Parteikirche sei.

Gottsucher-Lieder von Gustav Schüler. 12.—13 000. Cotta'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart-Berlin. 126 Seiten. Preis geheftet 2,20 RM., in Ganzleinen 2,50 RM.

Es ist doch eine Freude, feststellen zu dürfen, daß diese Lieder nunmehr bereits im 12.—13. Tausend vorliegen, daß es also doch noch in unserer Zeit Tausende gibt, die religiöse Lyrik kaufen und lesen. Freilich, Gustav Schüler ist auch einer der wenigen religiösen Lyriker, die es verstehen, Gegenwartstöne anzuschlagen. Gewiß stört hier und da einmal ein gesuchtes Bild, ein gezwungener Vergleich; aber die Kraft und Inbrunst seiner Dichtung, die Tiefe und Ehrlichkeit seines Ringens packt immer wieder, und so kann man nur wünschen, daß sein Dichtwerk seinen Segensgang weitergehe. F.

Thule, Altnordische Dichtung und Prosa. 24. Band. Geschichten vom Sturlungen-Geschlecht, übertragen von Walter Bethge, verlegt bei Eugen Diederichs, Jena. 1930. 364 Seiten. Preis geheftet 10,— RM., gebunden 12,50 RM., in Halbpergament 14,— RM.

Der wagemutige Verlag hat tatsächlich die staunenswerte Leistung fertiggebracht, zur 1000-Jahrfeier Islands seine große Thule-Sammlung zum Abschluß zu bringen. Der letzte Band enthält im wesentlichen die Chronik Islands im 13. Jahrhundert. Spannende, wenngleich nicht immer erfreuliche Bilder sind darin gegeben von den schweren Kämpfen, die aus dem Verfall altgermanischer Weltanschauung und dem nicht genügend starken Einfluß des Christentums erstanden. Was den Bildern im Vergleich zu den alten Heldenepen an Größe abgeht, das ersetzen sie durch die eindringliche Schilderung der Einzelheiten. Die Gesamtsammlung ist jedenfalls eine der wertvollsten Veröffentlichungen zur Kenntnis altnordischer Art. F.

Das Idealbild des stoischen Weisen. Rede anläßlich der Reichsgründungsfeier der Universität Greifswald am 18. Januar 1930 von Professor D. Kurt Deißner. 15 Seiten. Verlag Ratsbuchhandlung L. Bamberg, Greifswald. Preis 1 RM.

In feinen, quellenmäßigen Darlegungen stellt Deißner das Wesen des stoischen Weisen klar. Seine Größe beruht auf dem heroischen Ringen mit allen Gewalten um ihn und in ihm, beruht auf der Unberührtheit des Ich von allem, was da kommen mag. Was dieser Größe freilich fehlt, ist das Mitschwingen des Seelischen, das Mitempfinden mit der Not der anderen. Ohne diese heilige Sympathie aber bleibt das Leben unvollendet. Wenn also unsere Zeit wohl der heroischen Haltung der Stoa bedarf, so muß neben sie unter Einsatz der deutschen Seele der Dienst an den anderen treten, damit die Höhe deutsch-christlicher Lebensauffassung erreicht wird. Das feine Schriftchen, das bei aller Gedrängtheit wertvolle Weisung für den Neuaufbau deutschen Lebens bietet, sei warm empfohlen. F.

Wir weisen auf den dieser Nummer beiliegenden **Prospekt des Wichern-Verlags**, Berlin-Spandau, Evangelisches Johannesstift, besonders empfehlend hin.

Verantwortlicher Schriftleiter: D. Fahrenhorst-Berlin.
Verlag: Evangelischer Bund, E. V., Berlin W 10, Friedrich-Wilhelm-Str. 2a.
Druck: Montanus-Druckerei, Berlin W 35, Kurfürstenstraße 146-147.

1897

gab es noch keine Mercedes Euklid.

Heute

ist sie unentbehrlich als Rechenmaschine für **alle Rechnungsarten.** Sie rechnet schnell und fehlerfrei und entlastet Sie von zeitraubender Kopfarbeit. Verlangen Sie unsere kostenfreie Druckschrift 4672 und unverbindliche Informationen.

Mercedes Büromaschinen-Werke A.-G., Zella-Mehlis i. Th.

„Die Wartburg"
Jahrgang 1930 **Heft 1**

erbittet, soweit entbehrlich, zurück

Der Verlag / Berlin W 10

F. W. Jul. Aßmann

Lüdenscheid und Berlin SW.,
Schützenstraße 46/47.

Altardecken, Kanzel- und Taufstein-Bekleidungen, Kirchenteppiche, Abendmahls- und Taufgeräte, Altar-Kruzifixe und -Leuchter, Kron- und Wandleuchter, Kranken-, Kommunion-Geräte, Altäre, Kanzeln, Taufsteine, Gestühl-, Gedenk- und Liedertafeln, Hostien usw., Talare, Baretts, Bäffchen,

Kirchen-Fahnen.

Kataloge, Gutachten, Kostenanschläge gratis und portofrei.

Empfohlen von 21 Herren General-Superintendenten, 7 E. Konsistorien, vielen Herren Architekten und nahezu 8500 Kirchengemeinden.

Luther-Büste

von Schadow,
ca. 80 cm hoch 54 M.
von Heidel,
ca. 60 cm hoch 40 M.

Luther-Statuetten

von Rietschel,
ca. 58 cm hoch 25 M.
von Rietschel,
ca. 42 cm hoch 12 M.
In Elfenbeintönung
oder Bronceimitation.

Zu beziehen durch den

Verlag des Evangelischen Bundes

Berlin W 10, Friedrich-Wilhelm-Str. 2a

Wichtige Neuerscheinungen unseres Verlages:

Zur Frage einer Deutsch-protestantischen Politik

Von einem rheinischen Protestanten. – Gr. 8°. 160 S. M. 5,–.

und

Evangelische Kirche und Politik

Von D. Dr. Martin Schian. – Gr. 8°. 58 S. Mk. 1,50.

Säemann-Verlag, Berlin W. 10

Friedrich-Wilhelm-Str. 2 a. – Postscheckkonto: Berlin Nr. 46692.

„Der Reichsbote"

ist die einzige rein evangelische Tageszeitung Deutschlands, die im Aufbaudienst der evangelischen Kirche eine umfassende Ueberschau über das gesamte kirchliche Leben und den Gesamtprotestantismus in Deutschland wie im Auslande bringt

„Der Reichsbote"

steht auf entschieden christlichem, ausgesprochen evangelischem Boden und verfolgt in treuer Wahrung des Erbes der Reformation mit besonderer Sorgfalt die gesamten Vorgänge auf dem Gebiete des konfessionellen Kampffeldes gegen Rom, die kirchenfeindlichen Sekten und das gottesleugnerische Freidenkertum

„Der Reichsbote"

verfolgt politisch das Ziel einer Sammlung der auf deutsch-vaterländischem Boden stehenden Kreise, denen es Ernst ist mit einer Erneuerung der Größe und des Ansehens und der Wiedergewinnung der Freiheit unseres deutschen Vaterlandes

„Der Reichsbote"

bringt außer der täglichen Unterhaltungsbeilage folgende täglich wechselnde Beilagen: Sonntag: „Dienst am Volk", Dienstag: „Volkserziehung und Jugendbildung", Mittwoch: „Deutsches Volk und deutsches Land", Donnerstag: „Frauenbildung und Frauendienst", „Auslandsprotestantismus", Freitag: „Volkswirtschaft und Sozialpolitik", Sonnabend: „Literarische Beilage"

„Der Reichsbote"

wird jetzt so ausgegeben, daß er auch den entfernt wohnenden Beziehern noch am Tage des Erscheinens zugehen kann

Der Bezugspreis beträgt nur 2.75 RM. monatlich, wozu noch das Postbestellgeld hinzukommt

Treue Freunde

sind Westermanns Monatshefte jedem Gebildeten, jedem, der einmal Bezieher dieser schönsten, in Inhalt und Ausstattung von keiner Seite übertroffenen Monatsschrift geworden ist. Wer Sinn für kulturelle Werte hat, der greife zu den ausgezeichneten Heften. Gute Romane und Novellen namhafter Verfasser geben zusammen mit den bunt und einfarbig bebilderten Aufsätzen mannigfache Unterhaltung und Anregung. Jedes Heft kostet 2 Mark. Als ein Bestandteil der Hefte wird ein Atlas in monatl. Teillieferungen geboten.

Ein Probeheft von Westermanns Monatsheften wird Ihnen bei Einsendung von 30 Pf. für Porto durch den Verlag Georg Westermann, Braunschweig, ohne irgendeine Verpflichtung für Sie zugesandt. 7

Name: ....

Beruf: ....

Adresse: ....

....

Erschienen ist der neue, 42. Jahrgang unseres Kalenders

EVANGELISCHER VOLKSBOTE 1931

Preis 60 Pfennig, von 10 Stück an je 45 Pfennig.

Sofern es noch nicht geschehen ist, bitten wir um gefl. umgehende Einsendung der Bestellungen

Verlag des Evangelischen Bundes, Berlin W 10

Friedrich-Wilhelm-Straße 2a / Postscheckkonto: Berlin Nr. 18124

Eine höchst wertvolle Schrift

nennt die Presse die in 4. vermehrter Auflage
in diesem Jahre bei uns erschienene Schrift:

Das Vordringen Roms in Berlin und in der Mark Brandenburg

Von Dr. jur. Georg Arndt, Oberpfarrer a. D.

8° 128 Seiten 3 Mark

Nachstehend einige Urteile:

Diese Arbeit empfiehlt sich selbst durch die Tatsache, daß 4 Jahre nach ihrem ersten Erscheinen bereits die 4. Auflage notwendig wurde. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, den von römischer Seite aufgestellten Satz zu beweisen, daß Rom sich rüstet, die Entscheidungsschlacht zwischen Katholizismus und deutschem Protestantismus auf märkischem Sande auszufechten. An Hand eines sorgfältig gesammelten und zuverlässigen Materials ist ihm dies vollkommen gelungen. Es werden uns die mancherlei Mittel der römischen Propaganda vorgeführt von der Errichtung des Bistums Berlin und den zahlreichen Kirchenbauten und Ordensniederlassungen, von Siedlungspolitik und Schulpolitik bis zur weitverzweigten Caritasarbeit, Volkshochschulbetrieb und Zeitungsreklame. Ohne Gehässigkeit, aber mit allem erforderlichen Nachdruck wird der Ernst der Lage geschildert.

Dieses Buch kann gar nicht sorgfältig genug beachtet werden. Das Zielbewußtsein und die Folgerichtigkeit, mit der Rom seine Position im protestantischen Norddeutschland ausbaut, sind erstaunlich. Das Heft erzieht zur Wachsamkeit, nicht zur Mutlosigkeit. Wir dürfen nicht schlafen, aber niemand kann uns schaden, wenn auch wir auf dem Posten sind. Für Besitzer älterer Auflagen des Buches sei bemerkt, daß die neue Auflage so völlig neu gearbeitet und vermehrt ist, daß sie getrost eine neue Veröffentlichung genannt werden kann, welche die älteren Auflagen nicht wertlos macht, aber auch für den Besitzer einer älteren Auflage unentbehrlich ist, wenn anders er die heutige Lage der Dinge kennen will.

Mit wachsendem Staunen und mit innerer Entrüstung erfährt man aus diesen wertvollen Zusammenstellungen, wie die katholische Kirche in Berlin und in der Mark mit großer Klugheit und Tatkraft nicht nur die Katholiken in ihrem Glauben zu stärken, sondern die Evangelischen in systematischer Arbeit für Rom zurückzugewinnen sucht, wie sie zu diesem Zweck ein immer dichteres Netz von katholischen Einrichtungen auf dem rein kirchlichen Gebiet bis hin zu den Klöstern und Orden und auf dem Gebiet der Liebestätigkeit über Berlin und die Mark ausbreitet und das ganze kulturelle (auch Schul- und Unterrichtswesen), soziale und wirtschaftliche Leben von Stadt und Land mit katholischer Weltanschauung und katholischem Bildungsgut zu durchdringen sucht. Es gilt, für diese Gefahr offene Augen zu haben und auf der Hut zu sein, unserem deutschen Volk das Erbe der Reformation, die frohe Botschaft von Christo zu wahren und unser Volk mit den Lebenskräften des Evangeliums zu durchdringen: „Geist des Lebens, wehe, wehe übers weite Totenfeld!“ Das Buch sei aufs Wärmste zum Kauf empfohlen.

Verlag des Evangel. Bundes, Berlin W 10

Friedrich-Wilhelm-Straße 2a / Postscheckkonto: Berlin 18 124